

# Die Gartenlaube



**Illustriertes Familienblatt.** Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**  
mit Frauenblatt in wöchentlichen **Hefen** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

## Ostern.

Es geht ein Raunen und ein Weben  
Durchs Dämmerblau der Osternacht,  
Des Bergwalds graue Riesen heben  
Ihr Haupt, von langem Schlaf erwacht.

Und alte, frohe Botschaft tragen  
Nachtwind und Wolken übers Land,  
Die Botschaft von den Sonnentagen  
Aus eines neuen Lenzes Hand.

Es lüftet Schleier sich um Schleier  
Vom Antlitz der verjüngten Welt,  
Des Windes Atem flutet freier  
Belebend übers weite Feld.

Im heil'gen Frührot dampft die Scholle,  
Hell klingt der ersten Lerche Schlag,  
Dem Ost entsteigt der gnadenvolle,  
Geheimnisreiche Ostertag.

Adelheid Stier.



## Georg Bangs Liebe.

Roman von Karl Kosner.

**D**as Haus, in dem sie wohnten, lag ganz weit draußen, über die Wien-Brücke hinüber und dann den Heumarkt entlang. Es war eine stille Gegend, die sich nach und nach aus dem regen Treiben der Großstadt gesondert und geschieden hatte. Darüber lag es damals wie ein Hauch von Müdigkeit. Das Leben hatte so seltsam ernste Züge dort, und das Ganze war wie ein absterbender Teil am lebenden Körper der Stadt, durch den nur sickernd leise das Blut noch floß.

Da wohnten sie; in einer engen Gasse, deren alte Häuser helle, verblaßte Farben hatten, wie Seidenstoffe alter Möbel, die die Sonne bleichte und die Zeit. Das breite, doppel-flügelige Haustor ging es hinein, dann hinweg unter dem hohen, angeräucherten Schwibbogen der Einfahrt und über den stillen großen Hof, in dem die beiden alten Kastanien-bäume standen. Und weiter die zweite Stiege hinauf, vier Treppen hoch.

Hier also hatten der Postkassenssekretär Tobias Bang und seine Frau Marie ihren Haushalt aufgeschlagen, einen gar bescheidenen kleinen Haushalt, in dem alles ruhig dahinfließ ohne Hast und lärmende Erregung, gleichwie als hätte das alte Haus auch diese Leutchen in seinen ernstesten Bann genommen.

Als junger Adjunkt hatte Tobias Bang Marie auf einer Landpartie kennengelernt, die sie mit ihrer Mutter mitmachte, und sich in sie verliebt. Geld hatte keines von ihnen, aber lieb hatten sich die beiden jungen Menschen — sehr lieb. So wollten sie denn aufeinander warten, bis sie sich heiraten könnten. Sie sehnten sich nach diesem Ziele, mit vollen Herzen, und wenn sie Sonntags miteinander im Wienerwald gewesen waren oder hoch oben auf dem höchsten Range des alten Burgtheaters, und wenn sie dann vor ihrer Tür Abschied nahmen: dann stand neben der Sehnsucht auch der Trost in ihren Augen, bald wird es sein, daß wir uns nicht mehr trennen müssen.

So vergingen Jahre; aber es war, wie wenn das Ziel sich mit der Zeit verrückte, denn es blieb immer noch in gleicher Ferne. Nur eines hatte sich gemach geändert: die Kraft, mit der sie nach ihm strebten. Erst hatten sie stets davon gesprochen, sie hatten Pläne entworfen, wie sie die Zimmer einrichten wollten und wie sie die Ausgaben einteilen würden. Und immer wieder hatten sie es sich dabei gesagt, wie glücklich sie sein wollten, trotz der bescheidenen Enge.

Dann waren sie stiller geworden und klüger. Da waren Bedenken vor ihnen erstanden, an die sie früher gar nicht gedacht hatten, sie hatten immer mehr gefunden, was sie brauchten, um zusammen leben zu können und auszukommen, und so kam es, daß das Ziel zu weichen schien. Doch sie liebten nicht nach, sie strebten zueinander, jetzt bedächtiger und überlegend.

Zu einer wirklichen Verlobung mit all der Form von Festlichkeit und Freude war es eigentlich nie gekommen. Aber sie wußten, daß sie einander angehörten, und sie warteten. Freud und Leid trugen sie zusammen, wohl ein Jahrzehnt. Und auch Mariens Mutter trugen sie in dieser Zeit gemeinsam zur letzten Ruhe. Als ihm dann endlich sein Gehalt erlaubte, sie zu heiraten, da war Marie nahe an den Dreißig, und sie hatten beide die großen Leidenschaften hinter sich gelassen. Sie nahmen nun das Langersehnte wie einen selbstverständlichen und wohlverdienten Lohn — weil's ja so ausgemacht war, und weil's ja gar nicht anders sein konnte. Die leuchtenden Farben aber, mit denen sie sich einst die junge Ehe ausgemalt hatten, die waren abgeblaßt. Nicht, daß sie fühlten, wie sie sich früher anders geliebt hatten; sie lebten gut miteinander, beinahe glücklich. In jenem Frieden lebten

sie, der wie der Nachglanz eines dahingegangenen Glückes ist, der sich bescheidet mit kleinen Freuden, und der mehr zage ist bei dem Gedanken an ein Schlimmerwerden als sehnsuchtsvoll nach einer Besserung.

Nur sie — sie ahnte es manchmal, daß es ein anderes Ziel gewesen, nach dem sie ausgezogen waren. Dann kam es über sie wie ein Suchen nach etwas Verlorenem — sie wußte nicht wonach. Gleichwie als müßten sie sich auf den Inhalt eines fernem Traumes besinnen, war es ihr dann; eines Traumes, von dem ihr nur ein Ahnen geblieben war, aber kein Erinnern. Aber das alles war unklar in ihr, und sie hing ihm nicht nach. Das Leben forderte sein Recht, die Alltagspflichten zogen sie an sich.

Tobias Bangs stete und zähe Sorge war es in der ersten Zeit immer gewesen, daß ein Kind kommen könnte. Er, der so viel gestrebt hatte, um sich sein kleines Heim zu schaffen, hütete nun beinahe ängstlich dessen Ruhe. Ihm war so wohl, daß er es nun zu einem Plätzchen gebracht hatte im Leben, wo er zufrieden seine schmale Freiheit genießen konnte, und er fürchtete das Geschrei des Kindes, die neuen Sorgen und Pflichten.

Dann aber war das Kind gekommen, und sie fanden sich beide darein und waren sogar recht herzlich froh darüber; namentlich die Marie, die bisher immer so allein gewesen den ganzen Tag, während ihr Mann im Amte war.

Es war ein Junge, ein schwächliches, blaßes Kind, das nicht so recht gedeihen wollte, dessen kränklich kleiner Körper die Eltern in steter Sorge hielt und ihnen damit an die Seele wuchs. Es war ein stilles Kind, das wenig schrie, ein Kind, das manchmal dalag mit gar seltsam alten, sorgen-vollen Zügen um den Mund und die großen, fürchtam ins Leben schauenden Augen. Und das Kind paßte so recht in dieses alte stille Haus und in die beiden peinlich reinen Zimmer da oben im vierten Stock, zwischen die glatt polierten, alt-modischen Möbel, von denen ein mattes Duften ging wie von getrocknetem Lavendel.

Hier wuchs der kleine Georg heran, ganz ohne Anstöß, an andere Kinder, allein die Eltern als Gefährten, und, da die Mutter fleißig in der Küche und in dem kleinen Haushalt schuf, meist auf sich selbst gewiesen in seinen Spielen. Er baute hohe und weite Schlösser, Häuser und Burgen aus hölzernen Bausteinen auf, und wenn sie einstürzten, dann baute er sie wieder und wieder — bis er müde war und das aufgab. Er erzählte sich selbst, im Tone, wie wenn er zu anderen spräche, die Märchen, die ihm die Mutter schon so oft erzählt und vorgelesen hatte, oder er kommandierte seine abgenutzten Bleisoldaten, von denen der blaue Laef längst abgesprungen war, und ließ sie auf dem Tische aufmarschieren in langen Kolonnen. Manchmal führte er auch Gefechte und Schlachten mit ihnen auf und schoß nach ihnen mit Tonkugeln und Dominosteinen.

Oft auch mußte ihm die Mutter die alten schwarzen Stahl-sche Klären, die in den schmalen Goldleistenrahmen an den Wänden hingen. Historische Bilder in der nüchtern heroischen Auffassung der frühen Romantik, die Figuren wie erstarrt in weiten, theatralischen Gebärden. „Maria Stuart auf dem Schafott“, „Heinrich der VIII., der Katharina Howard verhört“ und „Der Tod des Sängers Nizjo“.

Oder er kniete auf dem harten Lederstuhl vor dem Fenster, drückte die Nase platt gegen die Scheiben und sah hinüber nach dem Dach des Vorderhauses, in dessen Rinn: die Lauben gurrend hintereinander herliefen, oder hinunter in die breiten Kronen der beiden Kastanienbäume im Hofe. Das war die Welt seiner ersten Kindheit.

Und dann starb der Vater.



Plötzlich kam er eines Vormittags aus dem Bureau nach Hause — außer der gewohnten Zeit, so daß die Mutter heftig erschraf — und klagte über Stechen in der Brust und über Hitze.

Georg saß dann neben seines Vaters Bett und spielte. Er war still, und seine Bewegungen waren behutsam und leise. Manchmal schielte er hinüber nach dem Kranken; der hatte ein ganz heißes, rotes Gesicht und atmete schwer. Die Mutter hatte ein Glas mit Limonade auf das Nachttischchen neben dem Bette gestellt, von der trank er gierig.

Mittags kam der Arzt, und abends kam er noch einmal. Aber das half nichts. Das Fieber wurde immer ärger, das Phantasieren immer dringender. Und da war es seltsam: wie wenn in diesen schweren Stunden tief in der Seele von Tobias Bang vergangene Zeiten erwacht wären, und gleich als ob der Inhalt entschwendener Bilder ihn wiederum mit starker Kraft ergriffen hielte, so sprach der Kranke in Blicken und in Worten zu seiner Frau. Ein Sehnen lag in seinen fieberheißen Zügen und eine Fülle tiefer Zärtlichkeit, wie schon seit Jahren nicht. Die kleinen Alltagsorgen, die ihn sonst erfüllen, waren von ihm gefallen, wie befreit war sein ganzes Wesen. Marie aber hielt seine unruhvollen Hände und dachte jener Zeiten, da er vor ihrer Türe Abschied genommen — damals, als ihre Liebe in so heller Blüte stand. So hatten seine Augen sie auch in jenen Tagen angesehen. Ihr war es einen Augenblick, als wären Jahre in ein Nichts entschwinden, als hätte sich erfüllt und erschlossen, was sie einstens geträumt hatten und was dann ihrem Leben entrückt gewesen war. Tränen standen in ihren Augen, und doch hielt sie bei allem Schmerz des Augenblickes ein tiefes Glücksgefühl ergriffen. Ganz versunken saß sie an dem Bette des Kranken in stiller, wortloser Zwiesprache mit seiner Seele — bis ein leises Zittern an ihrem Kleide sie wieder zu sich selber brachte. Der kleine Georg schmiegte sich an sie.

Zwei Tage nur währte Tobias Bangs Leiden, dann schlief er still hinüber in die Ewigkeit.

Nun folgten tränenvolle, schmerz erfüllte Tage für Marie Bang und ihren kleinen Jungen. Und gerade diese Zeit prägte sich dem Knaben mit seltsamer Schärfe ein, daß er sich später oft selbst darüber wunderte, wie er das alles, was an Vorgängen in diesen Tagen sich ereignete, bis in das Kleinste behalten hatte. Wie er sich jedes Kranzes erinnerte, der da gekommen war, wie er noch genau wußte, welches Kleid die Mutter getragen hatte, und wie er sich noch so klar auf das Gesicht des Vaters entsann, das so seltsam spitzig, kalt und gelb auf den weißen Kissen geruht hatte, ganz anders, als es im Leben gewesen war.

Anfangs war die Mutter ziemlich erschöpft und ratlos gewesen. Sie meinte viel und wußte nicht, was beginnen. Kam der kleine Georg zu ihr, um sie mit seinen zagen Kinderworten zu trösten, oder sah er sie auch nur still und bittend mit den großen, ängstlichen Augen an, so küßte sie ihn unter immer neuen Tränen. „Mein armer, armer Bub!“ sagte sie dann: „Wie soll's nur werden mit uns beiden — was können wir nur auf der Welt beginnen —?“ Dann aber, als der Tote aus dem Hause und in der Erde war — da draußen auf dem stillen Friedhofe in Nußdorf, wo der Verstorbene noch von seinen Eltern her ein eigenes Grab besessen hatte — als ein Tag wieder gleich dem anderen verging, als die Bedürfnisse des Lebens nach Erfüllung riefen und die Gewohnheit jene Lücke allmählich überwuchs, die der Tote hinter sich gelassen hätte, da fand auch Frau Marie Bang ganz nach und nach sich selber wieder.

Geleitet von der Sorge um ihres Kindes und um ihre Zukunft, schritt sie, von deren Zügen in diesen schweren Tagen der Rest von Jugend abgefallen war, ins Leben wieder ein. Erst wollte sie die Wohnung kündigen und eine neue, kleinere suchen. Die spärliche Pension reichte dann wohl zusammen mit dem wenigen, was sie von ihrer Mutter noch besaß und was sie sonst durch Sticken seiner Wäsche verdienen konnte,

zu einem stillen anspruchslosen Dasein aus. Dann aber, wie sie durch die beiden Zimmer und die kleine Küche ging, wie sie hinunter sah auf den weiten Hof, aus dem die beiden alten Bäume ihr ihren vollen Blütenschmuck von tausend rosarot geflammten Kerzen entgegenstreckten, da war es ihr, als sollte sie mit ihrem Kinde nun ganz enturzelt werden, wenn sie von hier schiede. Wie ein Stück Heimat schien ihr dieses alte, stille Haus, wie eine Zuflucht vor dem Treiben draußen, in dem sie niemand wußte, der ihr nahestanden hätte.

So beschloß sie zu bleiben und das eine Zimmer zu vermieten. Der Mieter brachte ihr dann wohl so viel, daß sie den Zins bezahlen konnte. Nun wurden die Möbel umgestellt, der große Schrank vor die Türe gerückt und eine Anzeige in die Zeitung gegeben. Frau Marie atmete auf, als das geschehen war. Sie fühlte es: das Schlimmste war nun überstanden, sie hatte ihren Weg vor sich, den mußte sie mit ihrem Kinde gehen.

Eines Tages kam dann ein Mieter und zog ein.

Er war ein älterer Mann, ein Buchhändler, der seit vielen Jahren in einem wissenschaftlichen Antiquariat angestellt war. Morgens ging er schon zeitig vom Hause weg, und erst am Abend kam er stets pünktlich um halb Acht wieder. Er hatte einen dünnen, gelblichgrauen Bart, trug scharfe Augengläser, die seinem Blicke etwas Schillerndes, Unsicheres gaben, und sprach auf Fragen, die man an ihn stellte, oder auf Reden, die an ihn gerichtet waren, meist nur recht wenig und in unverbindlicher, beinahe mürrischer Art.

Trotzdem hielt die Mutter große Stücke auf Herrn Franz Schneeberger, denn er zahlte pünktlich, war sehr solide in seiner ganzen Lebensführung, schonte die Möbel seiner Stube, wie wenn sie ihm gehörten, und zeigte bei all seiner Verpupphheit bald einen Zug, der ihn Frau Bang und ihrem Kinde näher brachte.

Denn manchmal abends kam es seltsam über ihn. Da fand er keine Ruhe, rumorte in den Schiebläden und unter seinen Büchern, schritt auf und ab und klopfte endlich, wie nach langem Kampfe, bescheiden an die Tür zu dem Zimmer von Frau Bang.

„Darf ich mich hier ein bißchen niederlassen?“ fragte er dann jedesmal, und sein Gesicht hatte dabei einen ganz anderen Ausdruck. Es lag etwas Bedrücktes, Angstliches darin und ein zauderndes Bitten zugleich. Und wenn Frau Bang ihn freundlich einlud, Platz zu nehmen, dann verschwand er schnell auf ein paar Augenblicke, holte sich seine Wurst, sein Brot und sein Glas Bier herüber, brachte seine Pfeife und seine Zeitung angeschleppt und schien ein anderer zu sein für ein paar Stunden. Er ließ sich dann bequemlich in den großen Sessel nieder, in dem der Vater früher stets geessen hatte, verzehrte da sein Abendbrot mit einer Art von freudigem Behagen, rauchte dann schmunzelnd seine Pfeife und wurde gesprächig. Er scherzte mit dem kleinen Georg, für den er sonst kaum einen Blick übrig hatte, in seiner ein wenig schroffen, aber gut gemeinten Art, er sprach von seinen Erlebnissen in Leipzig, in Prag und in Stuttgart, wo er in jungen Jahren als Gehilfe gewesen war, und eine Sucht, ein Drang, sich auszusprechen, eine Befriedigung, jemand zu haben, der seinen Worten lauschte, schien jene Redefargheit, die sein Wesen sonst verschloß, wett zu machen. Manchmal las er auch Frau Marie Bang aus der Zeitung vor, oder er entwickelte ihr seine Ansichten über die Fehler der hohen Politik. Ziemlich plötzlich brach er dann meistens mit einem Blicke auf die Uhr sein Thema ab, griff seine Habseligkeiten, die er herübergebracht hatte, zusammen, murmelte eine Art Entschuldigung, weil er die Stube vollgeräuchert hätte, und verschwand mit kurzem Gruß. In seinem Rückzuge lag stets eine unbeholfene Hast, es war, als schämte er sich, daß er Frau Bang einen so tiefen Blick in sich gegeben hatte.

Tage und wochenlang war er dann stets wieder völlig unnahbar, bis ihn der Drang nach einer Menschenseele, die Furcht vor seiner Einsamkeit aufs neue erfaßten. Frau Bang



aber fühlte, daß er bei all dem ihr und ihres kleinen Jungen Freund geworden war, daß Franz Schneeberger, dessen Lebensschifflein kein rechtes Ziel gefunden hatte, ihr dankbar war dafür, daß sie ihm manchmal ein paar Stunden lang ein Surrogat bot für ein Heim und daß sie seine sonderbare Art mit launenloser Ruhe ertrag.

So verging wohl ein Jahr — ein Jahr, das voll von Arbeit und von Sorgen war für die Frau Bang und das sie doch fester als all die Zeit vorher ins Leben stellte. Denn seltsam war das, und sie selbst verstand es kaum. Was sie früher, als noch ihr Mann gelebt, niemals so klar gesehen hatte, das stand nun unverrückbar vor ihr: ein Ziel — ihr Kind! Dem fühlte sie sich nun so nah wie nie vorher, und ihr war's oft, als wedte diese Nähe ein neues hingebendes Fühlen, das tiefer war als alles, was sie bisher empfunden hatte. —

Es kam die Zeit, da Georg Bang zur Schule sollte. Lange vorher hatte Frau Marie mit ihrem Buben schon davon gesprochen. Sie hatte ihm die Schule als etwas Schönes dargestellt und hatte es versucht, Freude für sie in diesem Kinderherzen zu erwecken. Nun aber, als der erste Tag des Schulbesuchs gekommen war, als sie den Kleinen zum ersten Male nach der Schule führte, wo sie ihn dann für Stunden allein bei fremden Leuten lassen sollte, da legte sich ein Druck ihr ums Herz, und auch der kleine Georg hatte Angst. Frau Marie trug in dem einen Arme ein Paket mit Wäsche, die sie gestickt hatte und nun in dem Geschäfte wiederum abliefern wollte, an die freie Hand hatte der Bub sich geklammert, und so zog sie ihn sanft nach sich. Sie brachte ihn bis an das Zimmer der Klasse und blieb bei ihm und beruhigte ihn, bis der Lehrer kam.

Dann ging sie.

Er aber war jetzt so allein — ganz allein. Um ihn die vielen, vielen fremden Knaben, das war dem menschenfremden Kleinen Buben alles so ernst und ungewohnt. Es schwindelte ihm, und plötzlich kam ein Einsamtheitsgefühl inmitten all der Vielen über ihn, so stark und unbewinglich, daß er laut zu weinen begann und unter Tränen nach seiner Mutter rief.

Die Köpfe der anderen Knaben wandten sich alle nach ihm um, einige Jungen sicherten dabei. Der Lehrer aber klopfte hell mit dem Bleistift auf seinen Tisch und sagte: „Du Kleiner, weine nicht, hier wird dir niemand etwas tun. — Sieh, wie die anderen vernünftig sind, und laß dich nicht beschämen. Sei also ruhig jetzt und störe nicht!“

Da war Georg Bang gleich still und hörte auf zu weinen. Mit ängstlichem Blicke sah er zwischen den anderen durch starr nach vorn, wo nun der Lehrer wieder zu der ganzen Klasse sprach. Aber die großen, dunklen Augen des Buben, die noch in überquellenden Tränen standen, gaben dem Kindergesicht einen unsicheren, verschüchterten Ausdruck, und mühsam unterdrückte Georg das Schluchzen, das ihn schütteln wollte. Leise liefen die runden Tränen über die Wimpern, rollten die Wangen herunter und tropften auf den glatten, braun gestrichenen Tisch. Er aber wischte sie nicht ab, saß ganz still und blickte tapfer weiter nach vorn, bis er nach und nach ruhiger wurde und bis die Tränen aus seinen Augen verschwanden.

Es lag jetzt ein unsicheres Etwas in seinen Zügen, das diese jungen Augen versorgt und ängstlich zage und ergeben scheinen ließ. Und dieser Ausdruck, der auch später in dem Leben Georg Bangs noch oft aus seinen Zügen mit herben Zeichen sprach, prägte sich leise, aber stetig tiefer in das Kindergesichtchen. Das Leben setzte seine Schrift auf einen neuen Menschen.

Von da ab war der kleine Georg still in der Schule und weinte nicht mehr. Aber die Schule behielt etwas Beengendes für ihn, und es legte sich stets wie ein scheuer beängstigender Hauch über ihn und sein Fühlen, so oft er das große Haus mit den hallenden Treppen, den langen Gängen und den vielen Türen, und so oft er das weißgetünchte Zimmer mit den hohen kahlen Wänden betrat. Er war befangen in der Schule und verschüchtert.

Mit den anderen Schülern verkehrte er nur wenig. Die hielten ihn, da er im ersten Jahre von der Mutter stets zur Schule hinbegleitet und ebenso abgeholt wurde, für weichlich und verzärtelt. Sie neckten ihn auch gern damit; aus dem Richern über seine Tränen am ersten Schultage war ein zäher Spott geworden, mit dem quälten sie ihn, und den gossen sie immer wieder über ihn mit der ganzen naiven Gefühllosigkeit ihrer Kinderherzen. Ein paarmal war er in den ersten beiden Jahren wohl auch einem oder dem anderen von den Mitschülern nähergetreten, denn er sehnte sich nach einem Freunde. Aber niemals war es zu einem warmen Sichverstehen gekommen, denn der Spott der anderen erstreckte sich alsbald auch auf jene „Freunde“ Georgs, und sie, die gleich den meisten Knaben, nirgends empfindlicher und leichter zu verletzen waren als in dem Bubenstolze, sie wurden allzubald dem schüchtern sich erschließenden Herzen Georg Bangs ungetreu. Sie zogen sich zurück von ihm, sie stimmten laut und strupplos in das Geschrei der anderen ein und dachten nicht, wie weh sie damit dem verrathenen Knaben taten.

So schied sich Georg immer mehr von seinen Schulgenossen. Er fühlte, daß er nicht zu ihnen paßte, und trug sein Freundschaftssehnen still im jungen Herzen.

Im dritten Jahre seiner Schulzeit aber fand er einen echten Freund — an den er sich in tiefer Liebe schloß. Der war ein lebhafter, beweglicher und blühend frischer Junge, der Sohn eines Bankbeamten. Er hieß Gerold und mit dem Rufnamen Hans. Während der ersten beiden Schuljahre hatte er zu Hause gelernt — sein Vater hatte ihn selbst unterrichtet — so war er direkt in die dritte Klasse eingetreten. Mit diesem also plauderte Georg Bang in den Zwischenstunden, und da sie etwa in der gleichen Gegend wohnten, so gingen sie auch meist zusammen von der Schule. Und seltsam war es, an Hans getraute sich der Spott der anderen Buben nicht heran.

Der kleine Gerold wurde gewöhnlich von seinem Vater abgeholt, einem schlanken, noch jungen Manne, der immer sehr lieb und zärtlich war zu seinem Buben und ihn meist an der Hand führte. Er ließ sich von den beiden Knaben dann oft erzählen, was der Lehrer in der Schule gesagt hatte, und ging auf alle ihre Fragen ein. Auch nach Georgs Mutter und ihrem Befinden erkundigte er sich jedesmal. Der kleine Georg Bang verehrte Hansens Vater bald von ganzem Herzen.

Manchmal auch wurde Hans von seiner Mutter und von seiner kleinen Schwester aus der Schule abgeholt. Die Mutter war eine sehr schöne Frau mit außerordentlich feinem Teint und die Schwester ein kaum fünfjähriges Kind mit schmalen, zartem Gesichtchen, um das blonde Locken zu beiden Seiten niedersielen. Zierlich und voll zerbrechlicher Anmut war Sephi. Sie und die Mutter gingen stets sehr schön und meistens hell gekleidet. Für Georg Bang waren sie bald der Inbegriff der Vornehmheit, und er war immer ganz stolz, wenn er mit seinem Freunde Hans und dessen Mutter und Schwester gehen durfte. Freilich, große Gespräche wie ihr Mann führte Frau Gerold mit den beiden Freunden nicht. Sie nahm die beiden Jungen vor der Schule in Empfang, zupfte ihrem Hans die Halsbinde zurecht, schob ihm seine Mütze aus der Stirn und ging mit Sephi dann voraus, während Hans und Georg, sich selber überlassen, folgten. Mit einer Art von andächtiger Scheu sah Georg Bang dann auf die beiden, die da vor ihm schritten: auf Frau Gerold, die mit langsame Bewegung den Spitzenschirm ein wenig hob und dann zurück sah nach den beiden Buben, und auf Sephi, die mit kleinen Kinderchrittchen neben der Mutter herging und von deren fragendem Geplauder manchmal einige Worte ihm verständlich wurden.

An der Ecke der Keisnerstraße trennten sie sich meist, denn Gerolds wohnten da, und Georg Bang mußte noch weiter hinaus, nach seinem alten Hause mit den zwei würdigen Kastanienbäumen im stillen Hofe. Da gab er denn zum Ab-





Dante und Beatrice.  
Gemälde von H. Sorbi.



schied jedem die Hand und sah ihnen noch nach, wenn sie im Flur und auf der Treppe verschwanden. Erst die Mama, die an ihren Handschuhen nestelte, dann Hans und zum Schluß Sephi, die mit den trippelnden Kinderfüßchen zu jeder Stufe zwei Schritte brauchte.

Es war ein schönes, neues Haus, mit breiter läuferbespannter Treppe, in dem die Gerolds wohnten. Auf dem ersten Absatz der Treppe war eine Tafel angeheftet, auf der stand „Mezzanin“ — das konnte man noch sehen, wenn man unten am Fuß des Stiegenhauses stand. Und jedes Wort schallte da so sonderbar wider. „Mezzanin“ — Georg Bang konnte sich den Sinn dieses Wortes nicht deuten; er hatte es niemals vorher gehört. Das alles ließ ihm das Haus geheimnisvoll erscheinen und wob ihm um die Gestalten der Mutter und der Schwester seines Freundes seltsam märchenhafte Züge. Sie wurden ihm zum Inhalt seiner Träume.

Sein sehnüchtiger Wunsch war es, einmal mit hinauf kommen zu dürfen in das schöne Haus.

Er dachte sich die Dinge und das Leben dort ganz wunderbar — er meinte, es müßte da oben sein, so daß man gar nie weinen könnte. Er sah es förmlich vor sich, wie da die schöne Frau so ernst und langsam und mit halbgeschlossenen Augen — so wie sie immer auf der Straße ging — durch all die vielen Zimmer raufchte. Sie trug lange, gelbe Handschuhe dabei aus weichem Leder, und die Zimmer waren so feierlich und wunderbar wie jenes auf dem Stahlstich, auf dem „der Tod des Sängers Rizzio“ zu sehen war. Auch Sephi sah er so im Geiste. Sie trug ein hartes Spitzenkleidchen und sah in einem großen Seidensessel . . .

Und in all dieser Herrlichkeit durfte sein Freund Hans Gerold immer leben — das alles war ihm täglich Umgebung, er war ja selbst ein Stück davon!

So kam es, daß sich die ganze scheue Verehrung, die Georg Bang vor diesem Hause und vor seinen Bewohnern empfand, als Liebe auf seinen Freund Hans übertrug. Er wurde ihm zum Inbegriff des Guten, Höhen und dessen, was er selbst so gerne gewesen wäre.

Zu Hause sprach er zu seiner Mutter von dem Freunde und den Seinen. Die Wangen wurden ihm dann rot vom Reden, und Frau Marie Bang nickte ihm zu und strich ihm übers Haar. „Halt' dich nur an diesen kleinen Gerold,“ sagte sie dann, „das muß nach allem, was du sagst, ein guter, lieber Bub' sein!“ Im stillen aber ging ihr dabei wohl ein wehmütiges Sinnen durch den Kopf. Sie fürchtete für ihren armen Buben den Augenblick, da ihn das Leben hart und schonungslos erkennen lassen würde, daß Freundschaft zwischen arm und reich nicht mit hinaus wächst über die Knabenjahre. Und wie Frau Marie Bang, so dachte auch Herr Franz Schneeberger, nur daß er seine Meinung nicht still für sich behielt wie jene. Denn als er an einem jener Abende, an denen es ihn hinübergetrieben hatte zu den beiden, die so gut zuzuhören verstanden, von dem Freunde Georgs hörte und als er dabei das begeisterte Gesicht des Kleinen sah, da lachte er so spöttisch und so überlegen, daß Georg mit dem Weinen kämpfen mußte.

„Ja, ja — Freunde!“ jagte dann Herr Schneeberger, „haben wir auch g'habt — haben wir alles auch g'habt! Sogar mehrfach, junger Herr! Eine ganze Hege! Aber jetzt? Du lieber Gott! Sind alle stolz an mir vorbeigewachsen — ja! Der eine is a großer Verleger heut', und der andere handelt mit unverdorbenem Papier, der dritte macht Bankg'schäfte, und der vierte sitzt scho' im Zuchthaus — aber — kannst's glauben, Bua — nicht einmal der möcht' mich, den titelloßen Antiquar, als seinen Freund von damals kennen wollen! Freunde, die in guter Lage leben, sind nicht für uns — wir hängen, wenn wir noch so jung und dumm sein, wie auch ich es einmal war — einen guten Teil von unserem Besten an sie, und können sie damit doch nicht an uns halten, wenn's Leben sie höher trägt als uns!“

Mit verkniffenem Gesicht zog er dann dicke Wolken aus seiner Pfeife. Frau Marie Bang aber nickte ihrem Buben,

dessen Augen so ängstlich fragten, mit beruhigendem, leisem Lächeln zu, streichelte die kleinen braunen Hände, die auf dem Tische lagen, und gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Und als Herr Franz Schneeberger dann gegangen war und die Mutter das Zimmer noch ein wenig aufgeräumt und sich dann zur Ruhe begeben hatte, daß nur ihre gleichmäßig tiefen Atemzüge hörbar waren, da lag Georg noch lange wach mit offenen Augen in seinem Bette. Die Worte, die Herr Schneeberger mit seiner eindrucksvollen Art gesprochen und die der Knabe doch nur halb verstanden hatte, die hatten in ihm mit dem Gedanken an eine Trennung von dem Freunde und von den Seinen ein nur noch tieferes Gefühl für diese alle erweckt. Ihm schien allein die Möglichkeit einer solchen Trennung verknüpft mit einem Schmerze sondergleichen. Ihm war's, wie wenn er nicht genug zum Ausdruck bringen könnte, was jene seinem Dasein waren. Seine Augen suchten in dem Dämmerdunkel des Raumes, sie gingen über das Bett der Mutter hin und blieben haften an dem schwarzen Flecken an der Wand, von dessen schmalem Goldrahmen ein leiser, falber Schimmer ging. Er wußte, das war „Maria Stuart auf dem Schafott“. Er sah die schlante, schwarzgekleidete Gestalt mit den in Schmerz erhobenen Händen im Geiste förmlich vor sich, er sah die rohen Hentersfäuste, die sich drohend ihr entgegenstreckten — und seine erregten Gedanken trieben weiter, weit hinaus über den fahlen Rahmen des alten Stiches. Er träumte sich hinein in alle möglichen, phantastischen Geschichten, in denen stets sein Freund oder Sephi und die schöne Frau in irgend eine große, schreckliche Gefahr gekommen waren, und wo dann im letzten Augenblick er aufrat und sie retten konnte. In seinem Kinderherzen war der kleine Held erwacht, die Liebe zu dem Freunde und den Seinen hatte die Phantasie des Knaben aufgeweckt . . .

Seit diesem Abend wurde die Hingebung, mit der Georg Bang an seinem Freunde Gerold hing, noch inniger und tiefer. Es wurde jene stille und beinahe feierliche Liebe, wie sie nur Knaben kennen mit reinem, unverdorbenem Gemüte, bei denen sich das ganze Fühlen, sinnig und sinnlich ungetrennt, dem Freunde gibt.

Und dann sollte sich eines Tages sein stiller Wunsch erfüllen.

Es war kurze Zeit vor dem Geburtstage Hans Gerolds, als dieser ihm gleich morgens in der Schule mit der frohen Nachricht kam: „Papa läßt deine liebe Mama schön grüßen und fragen, ob du am Sonntag nach dem Essen zur Schokolade zu uns kommen darfst!“

Georg war ganz glücklich und hatte doch ein wenig Angst zugleich. Er konnte es kaum fassen, daß er nun in das schöne Haus sollte gehen dürfen, über die Teppiche auf der Treppe hinauf und in die große Wohnung, von der er schon so viel geträumt hatte.

Er war zerstreut während der folgenden Stunden, und als ihn der Lehrer plötzlich beim Namen rief und nach etwas fragte, da konnte er nicht einmal die Frage wiederholen, so daß ihn der Lehrer unaufmerksam schalt und eine ganze Weile stehen ließ. Da stand er nun, sah auf die Platte des niederen Tisches hinunter und gab sich alle Mühe, aufzumerken. Dennoch trieben ihn die Gedanken immer wieder fort; wie leerer Schall klangen die Worte des Lehrers an sein Ohr, und auch das Bewußtsein des Schändlichen der Strafe, die er eben erhalten hatte und die ihn an jedem anderen Tag empfindlich getroffen hätte, drang nicht zur Tiefe in dem sonst so leicht verletzten Knaben.

Und als dann gar, nach der Schule, beim Nachhausegehen Herr Gerold, der seinen Sohn abholte, dem Georg Bang noch einmal sagte, daß er am Sonntag um drei Uhr doch kommen sollte, wenn seine Mutter es erlaubte, da konnte er kaum Worte und Stimme finden, um Antwort zu geben . . . Nur den Arm seines Freundes Hans, mit dem er Hand in Hand gegangen war, zog er fester an sich, und seine Augen strahlten vor Dank und Freude . . .



Es wurde Sonntag. Gleich beim Erwachen früh am Morgen ging Georgs erster Gedanke zu seinem Freunde. Und was er später auch noch tat an diesem Vormittage, während er Schulaufgaben schrieb und während er zur Kirche ging, in der er wie an jedem Sonn- und Feiertage mit seiner Mutter eine stille Messe hörte, sein Denken war nur halb bei allen diesen Dingen. Aber keine kleinliche Zerstreutheit war es, die ihn umging, nein, sein Gemüt war erfüllt von einer stillen, erwartenden Andacht, wie er sie nie vorher empfunden hatte.

Durch den weiten, weihrauchduftenden Raum der Kirche schallte die Glocke des Ministranten. Ihr Klang war fein und zog ein zitterndes Vibrieren hinter sich. Da ging ein Scharen durch die Bänke und durch die Reihen, und all die Menschen beugten ihre Knie und schlugen an die Brust und sahen vor sich nieder. Und wieder klang der Ton der kleinen Glocke durch den weiten, von Dämmerlicht erfüllten Raum. Georg sah auf. Da stand der Priester, von dessen Schultern es in golddurchwirkten Falten floß, und hielt mit beiden Händen die strahlende Monstranz hoch empor. Weihrauch stieg duftend auf, und viel kleine Lichter stachen mit warmem Schimmer in den Nebel.

Wie schön ist das! dachte der Knabe. Zum erstenmal, seit er zur Kirche ging, verband sich ihm, halb unbewußt ein tiefer Sinn mit dieser Schönheit. Er dachte nicht an jene Lehre, die der Katechet ihm in der Schule vorgetragen hatte, und sah auch nicht den Leib des Herrn in der Monstranz. Aber ein Gefühl ergriff ihn, als wäre es das Leben selber, das sich da offenbarte, als spräche aus dem allen eine milde ernste Stimme: Siehe ich komme zu dir.

Still und schweigend ging Georg Bang mit seiner Mutter aus der Kirche und durch die Straßen. Die Menschen fluteten vorbei an ihnen, und ihm war es, als läge heute ein neuer Ausdruck über allen. Zu Hause setzten sich die beiden bald an den Tisch zu dem bescheidenen Mittagsbrot. Georg blieb seltsam ruhig, er aß nur wenig und blickte wie im

Traum vor sich hin. Zweimal fragte die Mutter, ob ihm etwas fehle; er schüttelte den Kopf: nichts.

Dann, bald nach Tische, machte sie den Sohn zurecht für den Besuch. Sie gab ihm Lehren, nicht zu viel zu fragen, und der Mama von Hans beim Kommen und beim Gehen die Hand zu küssen, sie band ihm die Krawatte zu einer schönen breiten Schleife und mahnte ihn, sie nicht mit Kaffee oder Schokolade zu betropfen. Und gegen sieben Uhr am Abend wollte sie ihn wieder holen — das sollte er doch sagen, wenn man fragte.

Als sie dann eben gehen wollten, begegneten sie Herrn Schneeberger im Vorzimmer. Er kam aus dem Kaffeehaus, in dem er sich an jedem Sonntagnachmittag bei einem Berg von Zeitungsblättern seinen „Schwarzen“ gömte, und wollte nun zu Hause seine Pfeife rauchen und auf dem Sofa eine Stunde schlafen. Auch das gehörte mit zu seinen Sonntagsfreuden. Nicht eben freundlich sah er Georgs Ausputz an; und als Frau Bang nun von dem seltsam stillen Wesen des Knaben sprach, da zuckte er die Achseln. „Der Bub wird Würmer haben!“ sagte er. „Würmer sind sehr beliebt in diesem Alter.“ Ein kurzer Gruß, und dann verschwand Herr Franz Schneeberger hinter seiner Tür.

Frau Marie Bang und Georg gingen zusammen nach der Reisnerstraße. — Würmer? dachte sie, und sah besorgt auf ihren blaffen Zungen — vielleicht. Sie konnte ja auf alle Fälle für ein paar Kreuzer Wurmsamen aus der Apotheke mitnehmen. Galt's nicht — Schaden konnte es ja auch nicht viel.

Mit klopfendem Herzen stieg Georg neben seiner Mutter über die teppichbelegte Treppe hinauf. Sie gingen vorbei an der Tafel mit dem seltsamen Worte „Mezzanin“ und stiegen höher bis zum dritten Stocke, wo der Name „Heinrich Gerold“ auf dem blanken Messingschild einer Doppeltüre stand.

Hier küßte Frau Marie Bang den Ruben zum Abschied auf die Wange, und während er die Glocke zog und nun klopfenden Herzens wartete, ging sie die Treppe hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Schöpfungstage.

Von Wilhelm Bölsche. — Mit Illustrationen von Heinrich Harder.

### I.



Es werde Licht! Bedeutsam hat der biblische Mythos dieses Ereignis an den Anfang aller Dinge gestellt. Wir Menschen selbst sind Lichtkinder. Wenn unser Denken sich hinabträumt in die endlosen Abgründe des Seins, wenn es eine Stelle im Uferlosen sucht, wo unsere Welt, die Epizode des Geschehens, in der wir auftreten sollen, beginnen könnte, so erscheint kein Augenblick geeigneter dazu als das Auftauchen eines ersten Lichtes. Keines bestimmten Lichtes noch. Keiner Sonnen, Sterne, Monde. Nur eines ganz allgemeinen ersten Dämmerens über unbestimmten Weltentballungen des Alls. Eines ersten Gegensatzes von Hell und Dunkel, in dem überhaupt etwas sichtbar wird auf der Weltbühne.

Es ist jene Vormorgenstimmung, die in unserer irdischen Natur dem Frühauftaucher begegnet, wenn die Sterne verblassen und doch die Sonne noch nicht aufgegangen ist.

Chamisso hat sie einmal unvergleichlich geschildert mit den Augen seines Einsiedlers auf Salas y Gomez:

„Ich sah vor Sonnenaufgang an dem Strande,  
Das Sternkreuz verkündete den Tag,  
Sich neigend zu des Horizontes Rande.  
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag  
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte  
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.“

Wir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;  
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,  
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.  
Die Vögel auf den Nestern wie im Traum  
Erhoben ihre Stimme, blaß und blaßer  
Ertösch der Schimmer in der Brandung Schaum.

Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,  
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;  
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.  
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,  
Die Freude noch in wunde Herzen sent;  
Ich richtete zu ihr den Blick empor . . .“

Immer, wenn ich den biblischen Schöpfungsmythos lese, drängt sich mir unwillkürlich die Vermutung auf, es liege ihm ein ähnliches Naturbild zugrunde: eine Insel, die sich im Morgengrauen aus den Nebeln und Wassern entschleiert. In die chaotische Nachtstimmung dringt zuerst ein diffuses Vormorgenlicht. In seiner zarten Helle sondern sich Himmel und Meer. Es sondern sich Wasser und Land. Im freudigen



Schein heben sich, plötzlich wie aus der Scholle gewachsen, die Bäume des Inselbaumes herauf. Jetzt erst treten aus den aufgekehrten Himmelsnebeln die Gestirne. Hoch am Zenit zeigt sich noch einmal, wie ein verblissenes Silberwölkchen, das Mondviertel. Im Osten über den roten Schleien glänzt der Morgenstern. Nun erhebt sich aber, alles rasch überstrahlend, die Sonnenscheibe selbst. Meerestiere, Delphine spielen auf der funkelnden Meeresoberfläche. Vom Lande schallt das muntere Zwitschern der erwachten Vögel. Ein Hirsch tritt aus dem Walde. Zuletzt erscheinen Fischer auf dem sonnenhellen weißen Strand, die zu ihren Netzen gehen.

Es ist das Schöne und Ergreifende an dieser Erzählung, daß sie das Ungeheuerste, die ganze Natursetzung und Weltentstehung, wie einen solchen friedlichen Sonnenaufgang über einer grünen Insel darstellt. Es findet kein Kampf statt wie in anderen mythischen Kosmogonien. Eine einzige urgesetzte Macht, über deren Dasein nicht weiter diskutiert wird, eine einzige einheitliche Folgerichtigkeit bringt alles hervor, vom Licht bis zum Menschen, so glatt, wie der stille, stete Umschwung der Gestirne dort den Morgen schafft. Erst eine ganze Weile später, wenn der Mensch vom Baum der Erkenntnis ist, beginnt hier der große Hader, die Tragödie, die der eigentliche ethische Inhalt der Bibel ist. Wie vielleicht dort an dem Fischerstrande in der Menschenhütte für den, der tiefer hineinschauen könnte, jetzt die Not des bedrängten Menschenlebens auch beginnen würde und das große, fleckenlos strahlende Naturgedicht dieses Sonnenaufgangs unterbräche.

In der Bibel ist es Adam, der sich gegen das Weltprinzip, das ihn selber hervorgebracht hat, auflehnt, bis endlich nach unendlichen Schicksalen wieder die Versöhnung kommt, der aus dem Paradies verjagte Mensch im Sittengesetz und in der Menschenliebe sich wieder eint mit Gott.

Wie in allen religiösen Mythen sich tiefe seelische Erlebnisse der Menschheit spiegeln, so bedarf es auch vor diesen tiefsten nur eines schlichten Verständnisses und etwas guten Willens für das Wesen allegorischer Bildersprache, um zu fassen, wie in dieser morgenduftigen Ruhe des Schöpfungsbildes ebenso wie in diesem Gegenjage auch vom Gesichtspunkte moderner Forschung aus eine vollkommen richtige Stimmung anklängt. Im Menschen erwacht das Bewußtsein, das sich prometheisch gegen das Naturgesetz auflehnen will; bis es begreift, daß seine Aufgabe ist, dieses Naturgesetz auf einer höheren Stufe zu erfüllen, durch sich die Natur zu Schöpfungen des Sittlichen und höher Harmonischen gelangen zu lassen. Gegen dieses Ringen des bewußten Menschengestes, in dessen Stoß und Schlag wir alle heute noch leben, je mehr, je tiefer wir sind, erscheint dagegen die ganze Entwicklung der Natur bis dahin, bis zu unserm geistigen Werdetage, mit all ihren Stürmen und Wehen, aus denen Fixsternsysteme, Sonnen und Planeten hervorbrachen, wie eine große, heilige Sinfonie, ein einheitlicher schöner Weltenfrühlingsmorgen. Von der höchsten Warte des Forschers, der alles dort in der unbedingten Einheit und Notwendigkeit des gegebenen Naturgesetzes sieht, verschwindet aller Kampf der Dinge als kleiner, belangloser Wellenschlag. Nichts, was in diesem Naturheraufgang geschah, hätte anders geschehen können. Dem zufälligen Maßstabe unseres menschlichen Auges ziehen sich diese Vorgänge vom ersten Auftauchen eines nebelhaft schwachen Lichts in frühesten Ballungen der Materie im Raum bis zum Herauswachsen des Menschen aus einer roheren Lebensform auf der Erde über Billionen von Jahren fort. Würde das Zeitmaß unserer Sinne feiner eingestellt sein, so daß der „Augenblick“ sich tief in Bruchteile der Sekunde verlöre, so würde jede Minute dieser Billionen sich auf Jahre, Jahrtausende noch wieder dehnen, und ein wirklicher Frühlingsmorgen würde ein Weltalter sein. Wäre dieses Maß aber umgekehrt vergrößert, so erschiene das, was ja urgegeben durch das Naturgesetz kommen mußte, sogleich: Jahrtausende schmolzen zu Sekundenteilen ein; Jahrtausende erschienen wie ein Tag, und das langsam in ihnen Entwickelte schöffe aus dem Boden im Nachtgebot seines Naturgesetzes wie Meer und Wald jener

Insel in der schnellen Folge eines Sonnenaufgangs. Das dichterische Auge mag diese Möglichkeiten ruhig vermischen. Was dem Naturforscher als langsame Entwicklung in Jahrtausenden erscheint, das darf er zusammengedrängt als eine Sekunde des Schaffens beschreiben.

So wie in diesem Sonnenaufgang über Land und See, so ist das Licht einmal zuerst gekommen. Aus dem Schoß des Urgegebenen und seiner Weltlogik. Es mußte sein, weil seine Zeit da war, und es kam. Den einfachsten Kern dieses Gedankens konnte die grübelnde, träumende Menschheit gewiß schon sehr früh fassen. Wir beginnen ja heute zu ahnen, wie viel Zeit in der Menschheitsseele vor dem Bibeltext noch liegt, wie viel Zeit für die Menschheit, so weit zu denken. Weit vor ihr taucht wie eine ungeheure Zyklopediemauer die wilde Schöpfungsgigantomachie der Babylonier auf. Dann aber kommen erst die langen, langen Jahrtausende, von denen wir in der unmittelbaren geschichtlichen Überlieferung, in der „Weltgeschichte“ unseres Schulbuchs überhaupt nichts mehr wissen, deren kolossale Arbeit wir aber eben in dem sehen, was die spätere Kulturmenscheit schon aus ihnen mitbekam.

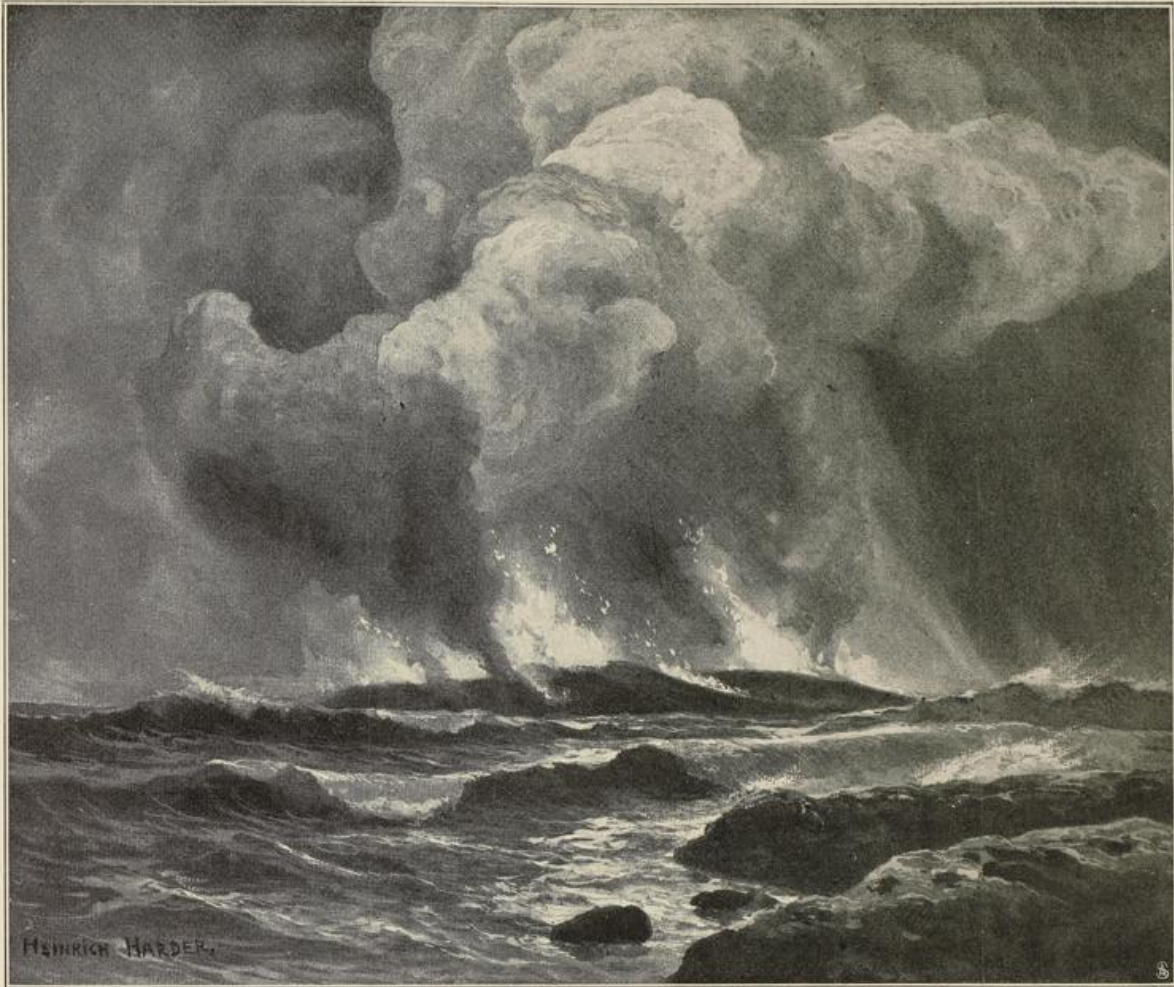
Es sind die Jahrtausende, in denen das tiefste aller ethischen und religiösen Systeme, das ganze Grundmaterial unseres höheren Geisteslebens geschaffen worden sind, in denen Kunst und Wissenschaft begründet worden sind, in denen der Mensch wirklich geistig „Mensch“ geworden ist, in denen der Schritt zur Weltanschauung, zum Erfassen höherer, umgreifender Einheiten in den Dingen getan worden ist, in denen der Mensch angefangen hat, nicht nur als Mensch vorwärts zu leben, sondern über den Menschen nachzudenken.

Wieviel Jahrtausende? Jene Menschen, deren Kultur Spuren man neuerdings in Höhlen Südfrankreichs entdeckt hat, lebten noch innerhalb der großen Eiszeit. Sie bemalten ihre Höhlenwände mit wunderbar kunstvollen Bildern ihrer Jagdtiere von damals, des Mammutts und des Wollschafes. Menschen, die schon auf solcher Höhe der Kunst standen, hatten sicherlich bereits ihre Anfänge von Mythologie, von Schöpfungsjagen, wie sie heute jeder naakte Wilde hat, der nicht auf der Höhe jener Kunst steht. Zwischen uns und der Eiszeit liegen im Norden sicherlich zwanzigttausend Jahre. Die Eiszeit selber hat nach Penck, ihrem unbestritten besten Kenner, eine halbe Million Jahre gedauert. Der Mensch war aber schon da, als sie einsetzte. Im Augenblick gerade erheben Forscher ersten Ranges ihre Stimme dafür, daß dieser Mensch auf seiner rohesten Kulturstufe schon die mittlere Tertiärzeit erlebt habe, die Zeit, da sich eben die Alpen ausgerichtet hatten und in Mitteleuropa noch ein fast tropisches Klima herrschte, eine Zeit, die mindestens eine ganze Million Jahre vor der Eiszeit lag. In welchem Spielraum alten Ideenwachstums schauen wir da! Wie unzählige Male war die Sonne über dem Menschen heraufgestiegen, bis endlich die grübelnde Frage sich löst: Wann war das zuerst, wann „wurde Licht“?

Das war jener Menschheit aber nicht gegeben und konnte ihr noch lange, lange nicht gegeben sein: eine wirkliche bewußte Vorstellung, wie lange dieses Lichtwerden zurückliegen könnte. Wie einem Kinde „vorgestern“ so weit fortliegt wie ein Traum aus Uvergangenem, so waren ihr ein paar tausend Jahre dafür schon das denkbar Größte. Sie wußte ja selber nicht, diese Menschheit, wie alt sie war. Wie lange sie selbst schon das Licht alltäglich wiederkommen sah! Erst die Forschung, die der Menschheit jetzt dieses wahre Alter gibt, sie gibt uns auch zum erstenmal eine Ahnung, wo und wann das gewesen sein könnte, dieses erste Aufblühen von Licht in dem Weltabschnitt, der uns angeht, weil er schließlich zu uns führte. —

Vor Jahren kam ich auf einer Wanderung durch die Eifel nach Gerolstein. Es war ein blauer Spätherbsttag. Nasses Laub glühte von allen Höhen. Durch einen Straßenbau war eine scharf geneigte Berghalde angebrochen worden. Lose wie grauer Mörtelschutt kam das zermürbte Gestein herunter. Aber dieser Schutt bot, nahe besehen, einen seltsamen Anblick.





Vulkanausbruch.

Jedes Trümmerstück, das ich aufhob, hatte seine charakteristische Form: die Form eines zu Stein erstarrten Tieres. Bald war es das Bruchstück eines Korallenbaues, das sich darbot, bald die muschelähnliche Schale eines meerbewohnenden wurmförmlichen Tieres, bald zierliche Säulchen, die in kleine Ringelchen zerfielen, wunderliebliche Miniaturarbeit der Natur, die der geübte Blick aber sogleich als die Stiele schlanker Seelilien (also festgewurzelter Tiere aus der Verwandtschaft unserer Seeesterne) erkannte. Das alles heute grau im Grau, zu Stein gewordnes Leben. Die Trümmer lagen so dicht gedrängt, daß man sagen konnte, dieser ganze hier zufällig angeschlagene und dadurch teilweise aufgelöste Fels bestand nur aus solchen Lebensresten. Eine einzige Schädelpyramide war er, ein Kirchhofgrund aus eitel Totengebein. Mein Blick maß die Höhe des Abhangs hinauf. Er maß im Geiste, wie dieser Fels von Berg zu Tal stieg und unter der Talsohle in der Tiefe verschwand. Und das alles ein Kirchhof von Leben!

Meine Gedanken wanderten zu den Stätten, wo heute noch ähnliche Meerestiere leben. Ich dachte an die Muschelbänke der Nordseeküste. Weite Felder, bedeckt Kopf an Kopf mit blauen Muschelbecken. Ungezähltes anderes Getier, rote Seeesterne, bunt schillernde Würmer, possierlich hüpfende Krebschen, kletterte darüber hin. Ebbe und Flut wechselten darauf. Geschlechter starben, andere siedelten sich darüber an. Dann kam die Sturmflut und warf Sand hinein. Aus blühenden Tierstätten wurden Katafomben voll Gebein. Die Zeiten gingen. Die Muscheln wurden zu eisenharter Kalkmasse in eisenhartem Stein, zu dem sich der alte Schlamm und Sand verbackten.

Gebungen brachten die ganze Masse aus dem Grunde hoch ans Land herauf, formten sie zu Bergen. Eine Straße schnitt ein, und aus dem Fels bröckelte das Muschelwerk.

Auch hier bei Gerolstein war einst Meergrund gewesen. Ungezähltes Getier bevölkerte ihn. Wenn die Ebbe ihn zeitweise entblöhte, drängte es sich in beängstigendem Gewimmel von tausend und tausend zappelnden, nach Luft ringenden, anklebenden und zertrocknenden Mißgestalten, Wesen wie Sterne, wie durchsichtige Glasglocken, irrisierende Gummischläuche, wie hüpfende Flöhe oder vielbeinig zappelnde Tausendfüße. Eine einzige zu lange, zu tiefe Ebbe — und ein ganzes Geschlecht starb ab, verfaulte bis auf seine harten Panzerteile, bildete zusammengebakken zukünftigen Stein voller Tierabbrüche. Lebende Berge sah ich so wimmeln, die tote Berge ergeben hatten. Wann das war?

In Urweltstagen. Diese ganze Eifel war wilder Urweltboden. Da oben lagen die schwarzen Glaschlacken von Lavaströmen, die noch in gar nicht so ferner Zeit rotglühend aus dem Berggipfel dort gequollen waren. Ich war in den alten Krater des Mojenbergs geklettert, wo der gelbe Ginster auf gespenstisch öden Aschenfeldern wuchs, genau so, wie ich ihn einst am Atna gefunden. Mitten im Lande senkten sich überall die Maare, runde Seekeffel, plötzlich ein: jetzt wassergefüllte, tote Explosionskrater, wo einst vulkanische Gase in stürmischer Eruption den Boden gesprengt. Wie viel wüßte Katastrophen mochte dieses Fleckchen revolutionärer Erde gesehen haben! Schreckenskämpfe des Wassers und des Feuers, wie jenes entsetzliche Plagen des Krakataua-Vulkans an der Sundastraße in unserer Zeit, wo der Ozean sich in einen feuerpeinenden Lava-



krater ergoß und den furchtbaren Kessel zur Dampferploßion brachte. Was wir Menschen schauernd in unsern Annalen als einmal in Jahrtausenden geschehen verzeichnen, wie oft mochte das in dieser langen Urwelt geschehen sein.

Doch das blaue Meer, in dem diese Tiere hier gewimmelt hatten, war noch viel älter als all dieser Höllenspektakel. Die Art seiner Tiere selbst bewies es. Eine lange Kette von Jahrmillionen trennte uns von ihr. Diese Vulkane hatten getobt. Die Ichthyosaurier waren herumgeschwommen. Die grünen Faruwälder, aus deren schwarzem Moortorf unsere Steinkohlen geworden sind, waren gewachsen, vermorcht, begraben worden. Das reichte aber alles noch nicht. Noch weiter mußte die Uhr zurück, vor all diese Weltperioden zurück. Wie soll die Welt aussehen, wenn man so weit, so weit zurückgeht? . . .

Hier fiel mein Blick auf eines der alten Trümmerstücke selbst. Ein besonders auffälliger Anblick bot sich in ihm dar. Der Leib eines Tieres, am meisten erinnernd an die spafthafte Gestalt unserer kleinen Kellertiere oder Kellereisel, bloß viel größer. Auch hier war ein harter Leibespanzer in zierliche Ringe geteilt, die dann zwei tiefe Längsschnitte noch einmal in drei Hauptteile zerkerbten. Deutlich hob sich der breite Kopf gegen diesen Ringelleib ab. Bei dem lebenden Tier

angelte von der Bauchseite wohl auch hier ein Gewimmel kleiner Weichen, während ein Fühlerpaar vorauftastete. Unsere Kellereisel sind trotz ihres Landaufenthalts echte Krebsse. So mochten auch diese Urweltler zum Krebsgeschlecht zählen. Trilobiten hat man sie genannt. Zahllos liegen ihre Reste in diesem Eifelgestein. Die Ebbeufer mögen von ihnen damals gewimmelt haben, wie heute unser Nordseestrand von den Flohkrebsschen, einem ewig beweglichen, schwimmenden, kletternden, krabbelnden, sich überpurzelnden, endlos zappelnden Volk, dem noch keine gefräßigen Seevögel nachstellen konnten, denn es sollten noch viele Jahrmillionen vergehen, ehe es einen ersten Vogel auf der Erde gab. Tausende mögen aber gelegentlich in der Sonne veraschmachtet sein, wenn das Flutwasser sie nicht rasch genug wieder holen wollte. So gerieten auch ihre toten Panzer in den hüllenden Sand, der sie endlich als Fels bewahrte. Oft mögen sie sich auch an besonders geschütztem Fleck freiwillig gehäutet haben, wie unsere Krebsse es

nach tun: dann bildeten sich im Laufe der Generationen dort Hügel aus abgelegtem, leerem Panzerwerk, das heute im Fels die Gestalt ganzer Tiere vorräst, mit Stein gefüllt gleich den vollständig begrabenen Leibern, wie es ist.

Doch mein Auge haftete an dem Trilobiten, den der Zufall mir gerade einzeln beschert. War er auch diesen Sonnentod des Veraschmachtens auf trockenem Strande gestorben? An seinem dicken Kopfschild sahen zwei große Augen. Wer je das Auge einer Fliege in einem Mikroskop gesehen hat, kennt den seltsamen Bau eines solchen Auges: wie es aus vielen Facetten zusammengesetzt ist, den geschliffenen Brillanten unserer Ringe gleich. Ein solches Facettenauge wies mir auch mein Trilobit, bloß ein so großes, daß man die Facettenlöcher als deutliches Gitterwerk mit dem bloßen Auge sah. Deutlich mit verfeinert, sahen diese Augen mich noch jetzt nach so viel Jahrmillionen starr und groß an. So mußten sie einst zum Licht gestartet haben, vielleicht noch in das unlieblich grelle Sonnenlicht in ihrer Todesstunde.

Licht war also damals schon dagewesen! Undenkliche Zeiten, ehe der Mensch die Erde betreten hatte! Durchscheinendes Licht hatten diese Augen der Trilobiten sich schon eingefangen in ihrer Wasserheimat.

Solche Trilobiten gab es aber damals auf der Erde



Trilobiten.

selber schon wieder seit schier unendlicher Zeit. So abgrundweit in der Zeit dieser Kalkstein von Gerolstein unter Menschentagen liegt: er bildet schon einen hohen Gipfel für das, was vor ihm kam. Zu der sogenannten Devonperiode zählt man ihn. Ihr geht voraus die gewaltig lange Silurperiode. Und der wieder das noch viel längere sogenannte Cambrium. In all diesen Zeiten blühte bereits das Trilobitengeschlecht. In unzählige Einzelarten hatte es sich zerspalten darin. Allerlei Anpassungen hatte es versucht. So alt, so ungetrieben und durchgerüttelt durch alle Sorten von Erlebnissen und Situationen war dieses sonderbare Krebsvolk schon gewesen, daß einzelne seiner Vertreter in der Zwischenzeit sogar ihre Augen nachträglich wieder abgeschafft hatten. Wie wir heute blinde Käfer in der dunklen Adelsberger Grotte haben, die ihre Augen haben verkümmern lassen, so finden sich Trilobiten, die infolge einer besonderen Lebensweise, sei es im Schlamm, sei es in der ewig finsternen Tiefsee, den ganzen



Schapparat von sich getan haben; bisweilen tragen sie aber die Augenspiele noch zum sichtbaren Zeichen, daß ihre Ahnen einst auch wirklich lebend gewesen waren.

Drüben in Nordamerika gibt es aber eine der wunderbarsten Stellen der ganzen Erde, was Urwelt anbelangt. Dort hat ein Strom, der Colorado, sich auf ödem Plateau tief und tiefer in den Felsboden eingefressen nach Art unserer Elbe beim Königs- und Lilienstein. Durchgesägt hat er sich durch alte und immer ältere Gesteinsschichten, erst durch die ganzen Schichten der Steinkohlenperiode, dann durch die des Devon, bis endlich selbst durch das Cambrium. Unter dem aber hat er noch ältere Sandsteine aufgeschnitten und an seinen Uferwänden (den „Grand Cañon“ nennt man dieses tolle Strombett, das einseht, als wolle es die ganze Erdkugel aufrissen) Gesteinslager zutage gebracht, sicher viele Millionen Jahre noch wieder älter als jener Devonfall von Gerolstein — das „Algonkium“ hat man sie genannt —, und in dieser schaurigen Tiefe, in diesem Gestein liegen immer noch Trilobiten.

Eine Grenze aber ist für uns hier. Weiter als zu diesem Algonkium reichen erkennbare verfeinerte Nester lebendiger Wesen aus der Urwelt überhaupt nicht mehr. Wohl geht das Gestein darunter ruhig weiter. Der Colorado selbst schneidet noch abgrundtief mit seinem verwegenen Bühlloch hinein. Wir haben auch Anzeichen, daß jenseit des Algonkiumzeitalters nochmals Riesenzeiträume hindurch gerade so wie ipäter Schlamm und Sand sich mit Wasserhilfe abgesetzt und Stein gebildet hat. Aber ein geheimnisvoller Prozeß hat diesen Stein schon in Urtagen selbst so verwandelt, daß erkennbare Lebensreste sich nicht in ihm erhalten konnten. Dennoch wissen wir sicher, daß das Leben selber hier noch nicht abreißen kann. Jene Trilobiten sind schon hoch entwickelte Tiere. Lange Ketten niedrigerer Entwicklungsstufen müssen ihnen vorausgegangen sein. Wir ahnen noch an der heutigen Organisation der Krebse, daß sie Würmern entstammt sein müssen und die Würmer noch einfacheren Tierformen. Gerade ganz am Ende dieses tierischen Stammbaumes aber stoßen wir noch einmal auf ein wichtiges Zeugnis für die Existenz von Licht.

Das Tier ist selbst in seiner einfachsten Form auf dieser Erde nur möglich, wenn man eine zweite Lebensform schon voraussetzt: die Pflanze. Nähme man heute noch die Pflanze fort, so stürben alle Tiere ihr nach. Die Pflanze ist die Chemikerin, die aus den Rohstoffen ihres Planeten erst die verfeinerten Stoffe schafft, mit denen das Tier sich einzig und allein ernähren kann. Gerade diese glückliche chemische Tätig-

keit der Pflanzen ist aber nur möglich bei Anwesenheit von Licht. Das Licht mußte da sein, wenn die Pflanze, die Voraussetzung des Tieres, werden sollte. In die Urwasser, wo die erste grüne Pflanzenzelle zu arbeiten begann, muß Licht eingetaucht sein bis zu dieser Zelle. Wir stehen auf einer Schwelle, auf die mindestens hundert Millionen Jahre schauen. Und noch immer umgödet sie Licht.

Das hat selbst der naive Mythos der Bibel nicht verkannt, der doch die Erde grünen läßt von Wald und Grasflur, ehe die Sonne fest eingestellt ist: Licht mußte irgendwie sein, irgendwoher, wenn Leben, wenn eine lebensgrüne Flur gedeihen sollte. Lassen wir uns gerade von diesem naiven Gedanken aber einmal anregen zu der Frage: Ist die Sonne wirklich die einzige Lichtquelle, die für die Erde in Betracht kommt? Heute ja. In einem eisig kalten Raum schwebt diese Erde. Was lebenerhaltend heute zu ihr strömt an großer Wärme und großem Licht, das strömt von der Sonne zu ihr über. Ihr eigenes Antlitz ist dunkel, ihre eigene Brust ist kühl.

Doch wir sind über hundert Millionen Jahre hinweg in die Urwelt hineingewandert und wollen noch weiter gehen. War das immer so?

Wieder muß ich an die urweltlichen Vulkanen der Eifel denken, deren glühende Lava spät noch über den alten Trilobitenstein floß. Als der Krakatau in unseren Tagen platzte und ein blühendes Gestade mit all seinen Wäldern und Menschen verschlang, da platzte er, weil sich Wasser in seine innere Glut, Glut aus dem Erdschoße, ergoß. Auf der Insel Hawaii leuchtet seit Menschengedenken ein blutroter Feuersee aus ewiger Lava fast eine Meile breit durch die Nacht. Wenn in unserem dunkelsten Keller das rätselhafte Phosphorlichtchen eines Milligramms Nadium glimmt, so neigen sich auch ihm wie einer kleinen magischen Sonne die zarten Pflanzenprossen heliotropisch, d. i. wie mit einem Sonnenzuge fortgerissen, zu. War diese Erde ewig kalt und schwarz aus sich? Sie ist ein Stern, schwebend, bewegt, eine Sternenkugel im Raum. Wohl heute eine dunkle. Aber ich schaue auf zum dunkelnden Firmament, und über mir entrollt es sich wie sprühende Funkenwolken, Millionen von Sternen, die alle heute noch wie die Sonne leuchten. Bescheiden taucht die Sonne selbst zwischen sie ein. Da schwimmt die Milchstraße dahin. So dicht drängen sich die Leuchterne, daß ihr Licht zu mildem Schein zusammenfließt. Ein diffuser Schein, der sich nebelhaft ergießt. Schwabendes Weltlicht, einsam im Raum. . .

## Notwehr.

Von Dr. W. Hartmann.

In Deutschland,“ schreibt der englische Humorist Jerome, „bin ich für mich nicht verantwortlich, alles wird für mich besorgt und gut besorgt. Wo ich auch immer bin und was ich auch tue, ich stehe in der Obhut des Schutzmanns. Wenn ich nicht weiß, was ich will, er sagt es mir. „Du hast nichts zu tun als zur Welt zu kommen,“ sagt die deutsche Regierung, „wir besorgen das Weitere.““

Der englische Spottvogel hat nicht ganz unrecht. Der Deutsche hat sich, seitdem durch das kraftvolle Regiment eines Friedrich Wilhelms I., eines Friedrichs des Großen und Augusts des Starken der Polizeistaat wie ein „rocher de bronze stabilisiert“ wurde, nur allzu sehr der männlichen Selbsthilfe entwöhnt. Wenn es ihm schlecht geht, pflegt er den Ruf nach Staatshilfe zu erheben, anstatt zunächst den Versuch zu machen, sich durch eigene Kraft aus seiner mißlichen Lage emporzuarbeiten. Anders wenn er sich einem Angriff auf seine Person oder seine Habe gegenübersteht: dann weiß er sich so trefflich selbst zu wehren, wie nur je einer seiner Vorfahren zur Zeit des allgemeinen Fehde- und Faustrechts sich zu wehren

verstanden hat. Dieses Recht auf Notwehr gegenüber unberechtigten Angriffen wurzelt, wie wenig Rechtsbegriffe sonst, fest im Bewußtsein aller Volkskreise; es sei nur an unsere lieben alten alleinlebenden Damen erinnert, denen Gewalttaten gewiß fernliegen und die dennoch Jahrzehnte hindurch in ihrem Schlafzimmer einen geladenen Revolver auf dem Nachttisch liegen haben, um damit gegebenenfalls den im Dunkel der Nacht einsteigenden Einbrecher niederzuschießen. Aber wenige Rechtsbegriffe haben in der Laienwelt auch eine so unbestimmte und unklare Auslegung erfahren wie der Begriff der Notwehr. Der Gläubiger glaubt in Notwehr zu handeln, wenn er dem säumigen Schuldner zur Befriedigung für seine Forderung einen Gegenstand eigenmächtig wegnimmt, der Hausbesitzer setzt den Mieter, der über die Mietzeit hinaus in der Wohnung verbleibt, „in Notwehr“ eigenhändig vor die Tür. Der Schuldner faßt das Erscheinen eines Gerichtsvollziehers häufig als persönliche Ehrenkränkung auf und geleitet ihn „aus Notwehr“ mit mehr oder minder sanfter Gewalt an die frische Luft, und andere Fälle vermeintlicher Notwehr mehr. Und doch ist gerade dieser



Begriff im Gesetz mit so schneidiger Schärfe bestimmt, daß er als Muster für so manchen hinlänglich berücksichtigten „Kautschut“-begriff, wie den „groben Unfug“ oder das „öffentliche Argerniß“, dienen kann. Er lautet im § 53 des Reichsstrafgesetzbuchs: „Notwehr ist diejenige Verteidigung, die erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem anderen abzuwenden.“

Aus dieser Begriffsbestimmung erhellt ohne weiteres, warum die eingangs angeführten Beispiele vermeintlicher Notwehr in Wirklichkeit nicht Notwehrhandlungen sind. Wie schon das Wort „Notwehr“ ausdrückt, ist Voraussetzung stets ein Angriff. Ein Angriff kann aber nur in einem Tun, nicht in einem Unterlassen bestehen. Deshalb hat der Gläubiger gegen den Schuldner, der nicht zahlt, der Hausbesitzer gegen den Mieter, der nach Ablauf der Mietszeit nicht auszieht, kein Notwehrrecht; Schuldner und Mieter kommen zwar ihren Verpflichtungen nicht nach, greifen aber nicht an. Da Notwehr ferner nur gegenüber einem „rechtswidrigen“ Angriff erlaubt ist, kann sie gegen den zur Föndung erscheinenden Gerichtsvollzieher, wie gegen jeden anderen Beamten in regelmäßiger Ausführung seiner Obliegenheiten, nicht geübt werden, und es erfolgt dann stets mit Recht die Bestrafung des Widerföndlichen wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt.

Ebenso wenig steht dem Kinde gegen seine Eltern, dem Zögling gegen seinen Lehrer, dem Lehrling gegen seinen Meister bei der Anwendung von Zuchtmitteln, insbesondere körperlicher Bestrafung, ein Notwehrrecht zu, da der Angriff vom Gesetz als berechtigt anerkannt ist. Nur wenn er über das nach vernünftiger Meinung zulässige Maß erzieherischer Einwirkung hinausgeht und in förmliche Mißhandlung ausartet, wird er rechtswidrig, und Notwehr gegen ihn ist erlaubt.

Gegen welches Rechtsgut sich der rechtswidrige Angriff richtet, ist gleichgültig. Insbesondere darf man sich nicht nur gegen Angriffe auf Leib und Leben wehren, sondern auch gegen solche auf Vermögen, Ehre, religiöses und sittliches Gefühl, soweit es im Gesetz geschützt ist. Namentlich findet Notwehr häufig gegen Beleidigungen statt, und zwar nicht nur tätliche, sondern auch wörtliche. Letzteres ist in einem vom Reichsgericht entschiedenen Fall, der wegen seiner eigenartigen Begleitumstände seinerzeit Aufsehen erregt hat, ausdrücklich anerkannt worden: ein Geistlicher hatte während der Predigt gegen den mit ihm verfeindeten, im Gottesdienst anwesenden Bürgermeister verhöllte, aber für die mit der Sachlage vertraute Gemeinde deutlich erkennbare Beleidigungen ausgesprochen. Der Bürgermeister hatte sich daraufhin erhoben, ihm „Ruhe, Ruhe!“ zugerufen und die Kirche verlassen. Er war deshalb wegen Störung des Gottesdienstes angeklagt worden, wurde aber aus dem Grunde der Notwehr freigesprochen. Denn wenn er auch durch seinen abwehrenden Zwischenruf die Andacht der Gemeinde störte, seine Verteidigung demnach auch Dritte belästigte, so richtete sie sich doch in erster Linie gegen den Angreifer. Daß dieser ein Geistlicher war, stand ebenso wenig wie die Örtlichkeit der Selbstverteidigung entgegen; die Heiligkeit des Ortes mußte den Angreifer von seinem Angriff abhalten; der Angeklagte trat dem Unrecht nur da entgegen, wo es geübt wurde, er konnte sich den Ort der Verteidigung nicht wählen. Andererseits wäre das bloße Verlassen der Kirche kein genügendes Abwehrmittel gegen die Beleidigungen des Pastors gewesen. Zwar hätte der Bürgermeister sie dann nicht mehr gehört, der Geistliche konnte dann aber erst recht vor der versammelten Gemeinde deren Vorleser zu schmähen fortfahren. Der Zwischenruf „Ruhe, Ruhe!“ war zur Abwehr der weiter zu erwartenden Angriffe erforderlich.

Dies führt uns auf einen weiteren wichtigen Punkt: Notwehr darf nur soweit geübt werden, als sie zur Abwendung des gegenwärtigen rechtswidrigen Angriffs „erforderlich“ ist. Eine Überschreitung dieses Maßes wäre strafbares Unrecht. Wollte der Angegriffene dem bei der Abwehr zu Boden geworfenen Angreifer noch eine Tracht Prügel geben, so wäre das keine Verteidigung mehr, sondern ein Nachnehmen, das als Körper-

verletzung strafbar wäre. Andererseits kann man sich jedes Mittels, selbst der Tötung des Gegners, bedienen, sofern es nur zur Abwehr seines Angriffs „erforderlich“ ist. Begegnete ich z. B. einem mir an Körperkräften bedeutend überlegenen Menschen, der mich tödlich beleidigt, so kann ich ihn niederschließen, wenn andere Mittel zur Abwehr weiterer von ihm zu erwartender Angriffe mir nicht zu Gebote stehen. Als ein solches Mittel ist die Flucht, die immer mit Preisgebung der Ehre verbunden wäre, nicht anzusehen. Die deutsche Rechtsprechung hat hierin ein erfreuliches mannhafte Ehrgefühl offenbart: das Recht braucht dem Unrecht keinen Schritt zu weichen!

Ausnahmsweise ist die Überschreitung der Notwehr nicht strafbar, wenn der Angegriffene in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen ist. Das Gesetz hat hier vernünftigerweise dem besonderen Seelenzustand des Angegriffenen und den daraus häufig sich ergebenden Fehlgriffen in der Wahl eines Verteidigungsmittels Rechnung getragen.

Ebenso ist die Notwehr, die gegen einen vermeintlichen Angreifer geübt wird, die sog. Putationnotwehr, nicht strafbar. Nehmen wir z. B. an, daß einer unserer oben erwähnten alleinwohnenden alten Damen das Unglück widerfährt, daß in der Morgendämmerung plötzlich ein Mann in ihr Schlafzimmer eindringt. Es ist aber kein Einbrecher, sondern ein zu einer Ausbesserungsarbeit erschienener Schlosser, der sich in der Zimmertür irrt; nehmen wir ferner an, daß sie trotz des lähmenden Schreckens und unter Verleugnung ihrer langen friedfertigen Vergangenheit es über's Herz bringt, den Revolver gegen den Eindringling abzubringen; nehmen wir endlich an, daß das vor Jahrzehnten geladene und seitdem unberührt gebliebene Mordinstrument — aller Wahrscheinlichkeit entgegen — nicht verjagt und der Schlosser getötet wird, so ist diese vermeintliche Notwehr doch nicht als Totschlag strafbar, da der Irrtum über die wahre Sachlage der Täterin vom Gesetze zugute gehalten wird.

Feinerer juristischer „Begriffsknetung“ bedarf es, um auch in folgendem Fall Notwehr für vorliegend zu erachten. Ein Herr sieht auf der Straße einen betrunkenen Kutscher sein altersschwaches Pferd in unmenschlicher Weise mit der Peitsche mißhandeln; auf des Herrn abmahnenden Zuruf schlägt der Kutscher nur um so heftiger auf sein Tier ein; der Herr entreizt ihm infolgedessen in seiner Empörung über dies rohe Gebaren die Peitsche und zerbricht den Stiel, so daß weitere Mißhandlungen des Tiers mit der Peitsche unmöglich werden. Wer den bisherigen Ausführungen aufmerksam gefolgt ist, erkennt sogleich den schwachen Punkt, an dem die Annahme einer Notwehrhandlung zu scheitern droht: es fehlt an einem eigentlichen Angriff auf den mutigen Tierfreund, der Kutscher mißhandelt ja nicht ihn, sondern sein Pferd. Trotzdem ist Notwehr anzunehmen und der Tierfreund daher sowohl von der zivilrechtlichen Schadenersatzpflicht für die zerbrochene Peitsche als auch von der Anklage vorfälliger Sachbeschädigung freizusprechen. Nach § 360 Ziffer 13 des Strafgesetzbuches macht sich derjenige strafbar, der „öffentlich oder in Argerniß erregender Weise Tiere boshaft quält oder mißhandelt“. Diese Bestimmung ist nicht etwa aus Mitleid mit dem wehrlosen, mißhandelten Getier gegeben, sondern, wie alle Gesetzesvorschriften, zum Schutz eines menschlichen Rechtsgutes, hier des sittlichen Empfindens. Weil das sittliche Gefühl des normalen Menschen durch den Anblick boshafter Tierquälerei verletzt wird, wird der Tierquäler bestraft, nicht, weil er dem Tier ein Ubel zufügt. Auf dieses durch das Gesetz geschützte sittliche Empfinden macht der Kutscher durch seine Peitschenhiebe einen Angriff und damit mittelbar auch einen Angriff gegen jenen Herrn, der an diesem sittlichen Empfinden teil hat und darum auch berufen ist, es gegen rechtswidrige Verletzungen zu verteidigen.

Zu beachten ist in ähnlichen Fällen aber, daß es sich immer um ein gesetzlich geschütztes Gut oder Interesse handeln muß.



Reinigt mich z. B. mein Wohnungsnachbar, ein Musikdilettant, dessen Können so gering wie sein Eifer groß ist, mit seinen saiten- und herzerreißenden Übungen schlimmer als jener Kutscher sein Pferd, so habe ich doch kein Recht, in sein Zimmer einzudringen und sein Klavier abzuschließen; denn leider gibt es noch keinen Strafparagrafen gegen die Musikseuche. Die Sachlage ändert sich, sobald der hoffnungsvolle Kunstjünger auch die Nächte für seine Übungen zu Hilfe nimmt; dann wird mein durch die Strafbestimmung gegen Verübung ruhestörenden Lärms zur Nacht geschütztes Recht auf den „heiligen Schlaf“ angegriffen, und ich kann in das Zimmer dessen, der ihn freventlich mordet, eindringen und den Klavierschlüssel abziehen, ohne daß ich wegen Hausfriedensbruchs und Nötigung bestraft werden könnte; denn ich handle in Notwehr. Voraussetzung ist indes auch hier, daß andere Abwehrmittel, namentlich die Bitte, des grausamen Spiels ein Ende sein zu lassen, nichts fruchteten.

Zum Schluß sei noch auf einen verbesserungsbedürftigen Punkt des Notwehrrechts hingewiesen. Wie mehrfach betont wurde, muß die Notwehr sich immer in den zur Abwehr des Angriffs „erforderlichen“ Grenzen halten; nur soweit sie diesem Maß entspricht, ist sie erlaubt. Nicht aber fordert das Gesetz, daß das Rechtsgut, das der Angegriffene schützt, und das Rechtsgut des Gegners, das durch die Abwehrhandlung vernichtet wird, gleichwertig seien; vielmehr kann ihr Wert in schreiendem Mißverhältnis zueinander stehen. Folgendes Schul-

beispiel wird dies näher erläutern: ich sehe in meinem Obstgarten ein Nachbarskind auf einen Apfelbaum klettern mit der offenbaren Absicht, sich an meinen Äpfeln gütlich zu tun. Das Kind läßt sich durch meinen Anruf im Verzehren der Äpfel nicht stören, es weiß, daß ich zu alt und gebrechlich bin, um ihm nachklettern zu können. Eine lange Stange oder sonstige ungefährliche Mittel, das Kind von dem Baume zu verschrecken, mögen nicht zur Stelle sein. Ich kann dann, ohne mich strafbar zu machen, das Kind von dem Baume herunterschleßen, da ich anders seinen Angriff auf mein Eigentum nicht abwenden kann, das Herunterschleßen somit nach dem Wortlaut des § 53 StGB. „zur Abwendung eines gegenwärtigen rechtswidrigen Angriffs erforderlich“ ist.

Es ist keine Frage, daß diese aus dem Gesetzestext mit Notwendigkeit folgende Entscheidung das allgemeine Rechtsgefühl aufs schwerste verletzt. Wegen eines mir entrißenen Apfels soll ich das Recht haben, einen Menschen zu töten, wenn ich ihm anders den Apfel nicht wieder entreißen kann? Die hierin liegende ungeheuerliche Übertreibung des an sich richtigen Grundsatzes: „Das Unrecht muß stets dem Recht weichen“ ist als eine wahre Totschlägermoral zu brandmarken; wenn auch der Angreifende im Unrecht ist, so ist er darum schließlich doch nicht völlig rechtlos und vogelfrei. Hoffen wir, daß die bevorstehende Revision des Strafgesetzbuchs diesem einzigen, aber schweren Mangel des sonst so vortrefflich begrenzten und deutscher Wesensart eigentümlichen Notwehrrechts beseitigt.

## Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(13. Fortsetzung.)

Für ein paar Tage hatte Berlin nun endlich wieder seine „cause célèbre“.

Der Justizpalast zu Noabit besaß schon in den frühen Morgenstunden des 17. September ein ganz anderes Aussehen als sonst. Des stattlichen Zeugenaufgebotes wegen fand die Schöffengerichtssitzung in einem größeren Saale statt. Trotzdem konnte nur der geringste Teil der Bewerber um Zutrittskarten berücksichtigt werden. Zu Hunderten hatten sie sich gemeldet. Neben den gewohnheitsmäßigen „Kriminalstudenten“ befanden sich unter den Neugierigen, die der Verhandlung beiwohnen wollten, Reichstagsabgeordnete und Sportsleute, Damen, die im Vorstand der Wohltätigkeitsbasare häufig mit der Baronin von Gamp zu tun gehabt hatten, und außer den Berichterstattern noch ein paar bekannte Sportschriftsteller.

Kurz vor zehn Uhr stieg Asta an der Seite ihres Vaters die breite Marmorfreitrepppe zu dem oberen Stockwerk hinan. Sie mußte sich auf den Arm ihres Begleiters stützen, denn das Zittern in den Knien melbete sich bei ihr wieder.

Sigt von Soter machte alles in allem einen glänzenden Eindruck: seine prächtige Erscheinung, sein etwas hochmütig überlegener Gesichtsausdruck, der tadellose Anzug ganz in englischem Stil, der sichere und dabei joviale Ton, in dem er die auf den Gängen verweilenden Bekannten begrüßte.

Um Asta das Angestarrtwerden zu ersparen, führte Gernot, der den beiden sofort entgegenging, begleitet vom Justizrat Bressentin, das Paar in das Zeugenzimmer.

Asta war wachsbleich. Ihre schwarze Toilette bewirkte, daß sie etwas Witwenhaftes, Vergrämtes besaß. Die Mehrzahl der Neugierigen, die so oft von der eleganten Frau, der Königin vieler Winterfeste, der besten Reiterin Berlins gehört hatten, war ziemlich enttäuscht.

Sie war erst vor zwei Tagen mit Sabine über Blissingen heimgekehrt. Allein hatte sie ihren Verlobten überhaupt noch nicht gesprochen. Beim ersten Zusammensein hatte Gernot ihnen beiden nur in kurzen, klaren Worten den Verlauf des ersten Termins geschildert. Fast übertrieben peinlich vermied

er dabei alles, was einer Beeinflussung ähnlich sehen konnte. Der korrekte Jurist steckte ihm im Blut. Worauf die Gegenpartei abzielte, darüber unterrichtete er Asta auch nur ganz sachlich. Aber es war ihr dabei gewesen, als sähe er sie prüfend an, als wollte er ihr zum letztenmal Gelegenheit geben, ihr Gewissen zu entlasten, falls es bedrückt war.

Asta schwieg darauf, anscheinend ganz ruhig und gefaßt.

Sie war bei dieser ersten Begegnung mit ihrem Verlobten schon durch ihren Vater über das Wesentlichste genau unterrichtet gewesen. Nach seiner Darstellung hatten sie von dem Termin nichts zu befürchten.

Daß Gamp in der Verhandlung gegen sie aussagen würde, war nach seinem Brief nicht anzunehmen. Sie mußten sich nur selbst hüten, meinte er, durch ihre Beichte ihn mehr als unbedingt nötig zu belasten. Denn reizen durfte man ihn natürlich nicht.

„Im übrigen, anständiger Kerl ist er doch immer gewesen,“ sagte Soter, „und was könnt's ihm für Vorteil bringen, wenn er heute noch anderswen mit hineinschleßdern ließe?“

Seitdem die Kunde zu ihr nach England gelangt war, daß dieser zweite Termin mit einer unständlichen Zeugenvernehmung stattfinden würde, befand sich Asta wie in einem seltsam starren Traumzustand. Sie wußte: ein einziges Wort genügte, um sie zu Boden zu schmettern. Oft schreckte sie auf, sah sich verstört um — es war ihr, als hätte das Schicksal schon gesprochen.

Und doch wieder wußte die Redekunst ihres Vaters ihre wachsende Gewissensangst einzuschläfern, zu betäuben.

Ein glücklicher Zufall, eine unerwartete Begegnung im letzten Monat, hatte Sigt von Soters Siegesgewißheit so auffallend gestärkt. Auch darüber hatte er Asta berichtet, ohne bei ihr auf ein rechtes Verständnis zu stoßen, wo hinaus er damit zielte.

Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen, wenn er zu ihr sprach, die Scham rang in ihr mit der Furcht.

Aber Soters behäbiger Zynismus ward von den seelischen Qualen seiner Tochter nicht berührt.



Er war eines Tages im Tiergarten ganz unversehens mit seinem ehemaligen Stallmann Bogladki zusammengetroffen. Erst wollte er seinen Augen nicht trauen, aber als er seinen Fuchs parierte und den einfachen Mann, der ein herrschaftliches Pferd ausführte, schärfer aufs Korn nahm, erkannte er ihn, schon an der demüthig gerührten und freudig erregten Art, wie der ihn begrüßte. Er winkte ihn zu sich heran, begann ein Gespräch mit ihm und ließ ihn dann neben sich im Schritt einherreiten.

Bogladki hatte auf dem Soterischen Gestüt, wo er ganz jung als Stallburfche eingetreten war, nicht allzu gute Tage gesehen. Aber er war ein grundgütiger Mensch, etwas bedrängt und treu. Und Dankbarkeit besaßte ihn noch heute, denn sein hoher Chef hatte ihm seinerzeit eine gute Stellung außerhalb — in Nagy-Dewna bei einem ungarischen Magnaten — verschafft.

Mit warmer Teilnahme erkundigte sich Sirt von Soter nach seinem Ergehen, und Bogladki erzählte, sichtlich gerührt und zugleich geehrt. Gegenwärtig weilte sein Herr, bei dem er Leibkutscher geworden war, wegen Ankaufs eines Biererzuges in Berlin. Sie unterhielten sich über Fachdinge, und schließlich kam Sirt von Soter auf die letzten Vorgänge im Gestüt zu sprechen, deren Zeuge Bogladki noch geworden war, kurz bevor ihm das große Glück der glänzenden Stellung auf Nagy-Dewna widerfuhr. Bogladki konnte sich all der Einzelheiten zunächst nicht mehr entsinnen, aber sein ehemaliger Herr rief ihm dies und das so deutlich in die Erinnerung, daß es ihm wieder mehr und mehr klar ward.

„Ja, siehst du, Alterchen, und was es doch für schlechte Menschen in der Welt gibt. Ich will dir die ganze verdammte Geschichte mal erzählen. Du weißt doch noch, was wir damals in Stall IV stehen hatten, wie? Stand I rechts die Lethel und Stand III links die Minka. Stimmt's?“

„Ja, großartiger Gaul, die Lethel. So bis auf die Augen waren sie zum Verwechseln, die beiden Luder. Die Fremden irrten sich auch immer. Aber ich, gnädiger Herr, ich kannte sie ganz genau. Und mir gehorchten sie auch aufs Wort.“

„Du warst der beste Pferdepfleger, Bogladki, den wir je gehabt haben. Drum hab' ich dir doch auch gerade Stall IV gegeben. Die Lethel — die galt doch ein Vermögen. Und nun den! bloß, sie sagen, damals, wo ich mit meiner Tochter in Berlin war, da hätte der junge Baron Menfente gemacht. Die Lethel ging doch nach Amerika, das war doch damals grad in der Schwebel...“

„Ja, gnädiger Herr, ich weiß, und der Herr Baron — der junge Herr — der wollte den großen Ritt auf ihr mitmachen.“

„Den Distanzritt Hamburg-Rom, ganz recht. Aber das weißt du doch noch: hernach trainierte er die Minka, weil die Lethel doch verkauft werden sollte. Und unterwegs ging sie ihm ein, die Kanaille.“

„D gewiß — ja, ja — so wird es gewesen sein, gnädiger Herr.“

„Warte, wir wollen den ganzen Hergang einmal durchgehen. Und dann sollst du mir sagen, ob es so stimmt.“

Bogladki folgte jedem Satz, jedem Wort. Sein hoher Chef war früher nie so geduldig mit ihm gewesen. Da hatte es manchmal — schwapp! — eins mit der Reitpeitsche gegeben. Aber heute war er sehr gnädig. Und Bogladki versicherte strahlend: „Ja, akkurat so hatte sich's damals zgetragen“ — er wußte es noch ganz genau. Und schließlich gab ihm Soter noch eine Hilfe, woran er sich merken konnte, was für Daten man damals gehabt hatte. Als der junge Herr sich entschied, die Minka für den Distanzritt zu trainieren, war es Mitte Juni. An einem Sonnabend, am Vohntag, kam dann die Nachricht aus Palzarone bei Mailand, daß die Minka eingegangen wäre. Erst drei Tage später — es war ein Dienstag, denn Dienstags gab's immer saure Bohnen, daran konnte man sich's merken — holte der junge Herr dann die Lethel. Das war also Dienstag den 24. Juni, grade an St. Johannis, wo es auf dem Hof Schnaps, Bier und Tanz mit den Mägden gab. Die Lethel hatte bis zu diesem Augenblick in Stall I rechts von der Tür im Stall

Nummer IV gestanden. Und in Stall III links fehlte die Minka seit genau neun Tagen. Er — Bogladki — der die Pfllege ganz allein besorgt hatte, mußte es doch wissen!

„Ja, ja, so war's,“ sagte Bogladki kopfnickend, „darauf würde ich schwören können.“

„Das brauchst du ja nicht, gute alte Seele,“ meinte Sirt von Soter lachend. Dann klopfte er ihm auf die Schulter und gab ihm die Hand.

„Laß dir's gut gehn, altes Haus. Übers Jahr hab' ich vielleicht in Ungarn zu tun, dann besuch' ich euch. Wieviel Kinder habt ihr? Pözblich, daß du eine Ungarin geheiratet hast! Und sprichst selbst schon fertig ungarisch, wie? Ja, alter Bogladki, der liebste von allen Stalleuten bist immer du mir gewesen. Na, das hab' ich dir ja auch ins Zeugnis geschrieben. Wie? Grüß deine Frau, Alterchen!“

... Bogladki stand heute schon und bedrückt im langen Korridor des Gerichtsgebäudes. Als Herr von Soter mit seiner Tochter an ihm vorüberkam, wollte er freudig den Hut ziehen, um ihn zu begrüßen. Aber sein ehemaliger hoher Chef blickte nicht zu ihm her — und da wagte er nicht, sich bemerkbar zu machen. Auch den Baron von Gamp glaubte er zu erkennen. Aber der hatte sich mächtig verändert, der Herr Baron. Bogladki wunderte sich auch darüber, daß die beiden jungen Eheleute sich nicht nebeneinander auf eine der langen Bänke setzten, sondern daß Herr Theo, der sehr bleich war und mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz stand, fast unbeweglich verharrte und mit seinen großen, hellen, jetzt so seltsam ernst Augen über das Gewühl hinsah...

Im Sitzungssaal herrschte bereits eine drückende Hitze. Das Bild unterschied sich von dem anderer Tage sehr wesentlich. Die eleganten Toiletten auf den Bänken, die große Zahl der zur Verhandlung aufgetretenen Verteidiger, die charakteristischen Männerköpfe im Zuhörerraum, die dicht umlagerten Tische der Berichterstatter — alles wies darauf hin, daß sich's um einen Prozeß handelte, „von dem man sprach“.

So oft der Nuntius die Tür öffnete und jemand eintreten ließ, durchschwirrte ein Flüstern den überfüllten Raum. Die Eingeweihten gaben Auskünfte — die Neugierigen fragten.

„Der Herr mit dem vollen, roten Gesicht und dem blonden Bart, ist das der Kläger?“ — „Nein, das ist Doktor Heinroth, der Beklagte.“ — „Gibt's hier keine Anklagebank?“ — „Nein, es ist ja kein öffentliches Strafverfahren, nur Zivilprozeß, Beleidigungsklage.“ — „Da, sehen Sie, der Herr, der jetzt eintritt, das ist Gernot.“ — „Famose Erscheinung.“ — „Ich hab' ihn damals im Reichstag gehört, als die Sache mit Szuls passierte.“ — „Ob Szuls heute auch da ist?“ —

„Hier auf der Tribüne nicht.“ — „Vielleicht kommt er als Zeuge vor.“ — „Warum Gernot nicht lieber den Polen verklagt hat?“ — „Der ist ja immum als Abgeordneter. Da hätte sich die Geschichte über Jahr und Tag hingezogen.“ —

„Haben Sie draußen die beiden Stalleute gesehen? Die glattgeschorenen Gesichter. Echte Typen vom Turf.“ — „Ja, die sind von der Verteidigung geladen.“ — „Donnerwetter, Heinroth hat zwei Rechtsanwälte, der läßt sich's was kosten.“ — „Alles Neffame für sein Blatt. Bedenken Sie den Eindruck, wenn es heißt: er hat einen Mann wie Gernot gestürzt. So aus dem losen Handgelenk.“ — „Für den amerikanischen Jockey ist ein vereidigter Dolmetscher da.“ — „Ist es wahr, daß sie den geschiedenen Mann von der Baronin doch noch aufgetrieben haben? Es hieß immer, er wäre in Bombay.“ — „Den haben Sie nicht gesehen? Er stand doch draußen am Gangfenster. Der Schlanke, Braungebrannte, mit den hellgrauen Augen.“ —

„Was, das blutjunge Kerlchen?“ — „D, er ist schon gut seine Achtundzwanzig.“ — „Die Herren da auf der zweiten Bank links von uns, das sind doch sicher gleichfalls Offiziere in Zivil.“ — „Vielleicht ehemalige Kameraden von Gamp.“ — „Der eine, der mit dem Hahnschnurr, ist Freiherr von Wegerlein.“ — „Was, der Rennteiler?“ — „Ja, der

...





Eine Überraschung.  
Gemälde von H. Orffstein



Küraffier.“ — „Was soll der General eigentlich, der im Gang draußen auf und abgeht?“ — „Das ist Herr von Wichern, der als Oberstleutnant das Regiment führte.“ — „In dem Baron von Gamp stand?“ — „Ja. Gamp mußte doch damals den Abschied von den Ulanen nehmen.“ — „Nein, meine Herren, Sie täuschen sich, ich weiß es ganz genau, Gamp ist freiwillig gegangen.“ — „Na, mir hat man gesagt, er wäre mit schlichtem Abschied weggeschickt worden.“ — „Ja, dann hätt's doch zuvor zu 'ner Ehrengerichtsverhandlung kommen müssen.“ — „Da ist der Gerichtshof.“ — „Wer führt den Vorsitz?“ — „Amtsrichter Preuscher, riesig geschickter Jurist.“ — „Na, ich bin gespannt wie ein Regenschirm.“ — „Scht, still, Ruhe!“

Nun schwieg das Schwirren, Scharren, Flüstern, Sprechen und Raunen. Nur da und dort räusperte sich noch jemand.

Vor Eintritt in die eigentliche Verhandlung legte der Vorsitzende den beiden Parteien noch einmal die Möglichkeit eines Vergleichs nahe. Aber die Erklärungen, die die beiden Rechtsanwälte im Auftrag ihrer Mandanten sofort abgaben, ohne noch eine besondere Instruktion einzuholen, bewiesen, daß dieser Versuch von vornherein aussichtslos war.

Es ging fast wie ein Aufatmen durch die Reihen der Zuhörer: ein Vergleich hätte sie ja um die ganze Sensation gebracht, denn es waren doch zweifellos allerlei Enthüllungen zu erwarten.

Gleich nach der Verlesung des Protokolls vom ersten Termin meldete sich Rechtsanwalt Fresenius, der erste Verteidiger des Doktors Heinroth, beim Vorsitzenden mit dem Antrag, im Namen seines Klienten eine Erklärung abgeben zu dürfen. Nach kurzer Beschlussfassung durch den Gerichtshof wurde ihm die Erlaubnis dazu erteilt.

Fresenius, der mit seiner Beweglichkeit und Schärfe den vollen Gegensatz zu dem ruhigen, würdigen, immer leicht überlegenen und kühlen Vertreter der Gegenpartei, Justizrat Bressentin, bildete, wandte sich beim Sprechen mehr dem Publikum als dem Richterisch zu. Es kam ihm anscheinend besonders darauf an, sich den Zeitungsberichterstattern verständlich zu machen:

„Es ist in den letzten Wochen in der Tagespresse meinem Mandanten teils verstreut, teils unverblümt der Vorwurf gemacht worden, er habe zur Erbringung des Wahrheitsbeweises verschiedene Reisen unternommen, die den Verdacht einer Zeugenbeeinflussung aufkommen ließen. Weitere Schritte, um diese beleidigenden Insinuationen zu verfolgen, behalten wir uns vor. Feststellen will ich im Namen meines Mandanten heute aber, daß weder er selbst noch einer seiner Rechtsbeistände mit einem der für den heutigen Termin geladenen Zeugen auch nur ein einziges Wort gewechselt hat. — Daß dies von der Gegenpartei nicht behauptet werden kann, liegt auf der Hand.“

Ein leises Flüstern und Hinundherwenden der Köpfe im Zuschauererraum.

Schon hatte Justizrat Bressentin beim Vorsitzenden sein Anrecht, auf diese Erklärung sofort erwidern zu dürfen, geltend gemacht.

„Ich stelle die Frage an den Herrn Vertreter des Beklagten, ob er mit dem letzten Satz seiner Erklärung die Vermutung hat aussprechen wollen, daß auch nur im entferntesten eine Zeugenbeeinflussung von meinem Mandanten oder seinen Rechtsbeiständen versucht worden sei.“

„Bei den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der Hauptzeugen untereinander.“ lautete die Entgegnung, „steht es für mich fest, daß die einzelnen Punkte, die heute hier zur Sprache kommen sollen, im familiären Kreise erörtert worden sind. Das Gegenteil wäre ja wohl auch unnatürlich. Nichts anderes als diese Feststellung bezweckte der Schluss meiner Erklärung.“

Sofort ging es nun zur Vernehmung der Sachverständigen und der Zeugen.

Als erster wurde der Herausgeber der Sportzeitung aufgerufen, die bei dem in Fachkreisen vielerörterten Fiasko der Lethel auf amerikanischem Boden zum erstenmal die Vermutung ausgesprochen — oder wenigstens angedeutet — hatte, daß

dieses plötzliche Versagen eines so erstklassigen Reupferdes doch wohl nicht ganz einwandfrei wäre.

Der Artikel wurde verlesen.

„Erklären Sie uns, Herr Zeuge, was Ihr Blatt veranlaßt hat, einen so schwerwiegenden Verdacht auszusprechen.“

„Ich war damals noch nicht Herausgeber des Blattes, sondern nur Mitarbeiter. Aus dem Redaktionsjournal habe ich ersehen, daß den Artikel ein hervorragender Fachmann geschrieben hat, Graf Uslarn-Wichtenbruck, der mit dem Buchstaben U. zeichnete und zwölf Jahre lang für unser Blatt tätig war. Er schrieb übrigens damit nur eine Behauptung nieder, die in Sportkreisen damals seit Wochen von Mund zu Mund ging. Ich habe selbst mehrmals auf dem Sattelplatz in Karlshorst davon sprechen hören. Und es wurde besonders scharf kritisiert und für besonders belastend gehalten, daß der Freiherr von Gamp, durch den der Verkauf der angeblichen Lethel vollzogen worden war, inzwischen seinen Abschied genommen hatte und auf Rimmerwiedersehen ins Ausland gereist war.“

Noch mehrere Herren aus Sportkreisen wurden nach dem Zeugen vernommen. Sie konnten im allgemeinen nur dasselbe bestätigen: das Gerücht hätte sich damals mit großer Zähigkeit erhalten, daß das nach Amerika verkaufte Pferd nicht die Lethel gewesen wäre, und man hätte es sehr bedauert, daß es zu keiner Klarstellung mehr gekommen wäre, weil das Eingehen des Kenners den Amerikaner am Prozeßieren verhindert hätte. Einer der Zeugen meinte: Was am meisten, am unangenehmsten auffiel, das wäre der Umstand gewesen, daß der Schwiegervater des in der öffentlichen Meinung Beschuldigten, der damalige Geschäftsdirektor Sirt von Soter, sich auch auf den vorhin verlesenen Artikel hin damals nicht gerührt hätte, obwohl man wußte, daß ihm das Blatt zugesandt worden war.

Die Zeuqengruppe wurde entlassen. Keiner der Herren verließ aber den Saal, sondern sie nahmen sämtlich in den vor der Zuschauertribüne leergehaltenen Stuhlreihen Platz.

„Herr Zeuge Sirt von Soter!“ rief der Vorsitzende dem Nuntius zu.

Unter starker Spannung aller Anwesenden trat der Aufgerufene ein.

„Von einer Vereidigung des Herrn Zeugen nehmen wir vorläufig Abstand,“ erklärte der Vorsitzende, „der verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Hauptbeteiligten wegen.“

Sofort erhob sich Gernot und sprach erregt mit Justizrat Bressentin, der sich darauf zum Wort meldete:

„Mein Klient erblickt in der Nichtvereidigung des Herrn Zeugen nicht nur ein ganz ungerechtfertigtes, durch nichts zu begründendes Mißtrauen, zumal eine Verwandtschaft im Sinne des Gesetzes noch nicht besteht, sondern im weiteren Verfolg auch eine Benachteiligung seiner Prozeßführung.“

Es kam zunächst zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen den Parteien, und das Schöffengericht trat in eine Beratung ein. Das Ergebnis war: der Vorsitzende blieb bei seiner vorläufigen Entscheidung, behielt sich aber die nachträgliche Vereidigung des Zeugen vor.

Sirt von Soter hatte hoch aufgerichtet und unbeweglich dagestanden. Seine Miene wies einen etwas spöttischen Zug auf. In seinen Augen blitzte es. Keine Wendung war ihm entgangen. Das einzige, was ihn bisher noch mit Furcht erfüllt hatte, die Aussicht, seine Aussagen beschwören zu müssen, sank wie eine schwere Last von ihm. Mit kurzem, anscheinend bedauerndem Kopfnicken nahm er den Gerichtsbeschluss entgegen.

„Sie sind wohl über die zur Erörterung stehenden Punkte orientiert, Herr Zeuge. Herr Doktor Heinroth hat in der Nummer 19 dieses Jahrganges seiner Zeitung den Verdacht ausgesprochen, Sie hätten in Gemeinschaft mit Ihrem Schwiegerohn, dem damaligen Leutnant Freiherrn von Gamp, unter Mitwissenschaft Ihrer Frau Tochter, an Stelle der von Mr. Patterson in New York Ihnen abgekauften Stute Lethel ein minderwertiges Pferd hinübergeschickt. Einen ähnlichen



Verdacht hat auch ein Vierteljahr nach diesem Verkauf, als die Lethel bei einem Nennen in New York verlagte, Graf Uslarn-Wichtenbrud, der unter dem Buchstaben U. in einem angesehenen Sportblatt schrieb, ausgesprochen. Hatten Sie damals Kenntnis von dem Artikel des Grafen Uslarn?"

„Jawohl!“

„Sie haben keinerlei Schritte unternommen, um gegen den Verdacht anzukämpfen?“

„Nein!“

„Wollen Sie uns die Gründe dafür angeben?“

„Damals fühlte ich mich eben über derlei Anzuspungen erhaben. Erhaben, denn meine Stellung schützte mich. Es sind mehrmals ja auch andere Verdächtigungen gegen mich erhoben worden, ohne daß ich davon Notiz nahm. Zum Beispiel die, ich hätte mir Angestellten gegenüber schwere Mißhandlungen zuschulden kommen lassen. Ich amüsierte mich bloß über die Ohnmacht dieser Klatschereien. Ernst nahm ich sie nicht. Meine vorgelegte Behörde untersuchte wohl ab und zu solch einen Fall, stets erfolglos. Es verging kein Halbjahr, in dem ich nicht Gegenstand hämischer Angriffe gewesen wäre. Das waren Feinde, Neider, auch unbrauchbare Stallleute, die ich davongejagt hatte. Rigoros war ich, das streite ich nicht ab. Hätte ich auf derlei Vorwürfe jedesmal mit einer Klage antworten wollen, so wäre ich aus dem Prozessieren gar nicht mehr herausgekommen.“

„Aber es heißt, Ihre vorgelegte Behörde wäre mit Ihrer abwartenden Haltung in dieser Angelegenheit durchaus nicht einverstanden gewesen.“

„Das stimmt. Ich besand mich mit dem Grafen Rottwyler, meinem direkten Vorgesetzten, darin in striktem Meinungsgegensatz. Seine Forderung, ich sollte meine Schuldllosigkeit beweisen, erschien mir als ein unberechtigtes Mißtrauensvotum. Es kam darüber zu einem heftigen Streit, in dem ich wohl zu weit ging. Diplomat bin ich nie gewesen. Graf Rottwyler reiste noch in der Nacht nach unserm Rencontre nach Berlin, und anderen Tags erhielt ich telegraphisch meine Entlassung.“

„Sie beruhigten sich dabei?“

„Das könnte ich nicht behaupten. Ich reiste sofort gleichfalls nach Berlin und hatte mit dem Grafen Rottwyler ein zweites, noch schärferes Rencontre in seiner Wohnung, das sehr, sehr böse geendigt hätte, wenn ich im Besitz meiner Reitpeitsche gewesen wäre. Ich gebe zu: ich war wie von Sinnen damals. Ich hatte geradezu vergessen, daß ich Kavaliere war.“ Er seufzte. „Ich habe diesen Fehltritt dann auch nicht wieder gutmachen können.“

„Graf Rottwyler, der jetzt in Madrid bei der Botschaft ist, hat uns das Altenmaterial zur Verfügung gestellt. Es heißt darin allerdings wörtlich: Sie hätten jede weitere Aussprache durch Ihr brüsktes, geradezu unqualifizierbares Verhalten unmöglich gemacht.“

„Ich war allmählich in eine solche Wut geraten, daß mein Auftreten damals mehr als kopflos gewesen sein muß. Manches davon bedauere ich heute — manches auch nicht. In meinem ersten Zorn wünschte ich darauf die ganze Sache, die mich nachgerade schon anwiderte, zum Teibel, ich fand überall verschlossene Türen, klopfte also den Staub von meinen Pantoffeln und verließ das Land. Später hab' ich's ja oft genug bitter bereuen müssen. Aber der Grund meiner Entlassung war, wie gesagt, nur mein derbes, rücksichtsloses, holerisches Draufgängertum damals, das sich mit meiner Stellung allerdings nicht vertrug.“

„Benigstens war es der äußere, letzte Grund!“ schaltete Doktor Heinroth ein.

Der Vorsitzende verbat sich Zwischenbemerkungen — Sigt von Soter blickte mit gelassenem Spott auf den dicken, kleinen, feuerroten Herrn, den er um gut zwei Köpfe überragte.

„Wollen Sie sich nun darüber äußern, Herr Zeuge, wann in Ihnen zum erstenmal der Verdacht aufstieg, daß das umlaufende Gerücht auf Wahrheit beruhen könnte?“

„Eigentlich erst, als mein Schwiegerohn, der Freiherr von Gamp, von seiner Auslandsreise nicht mehr zurückkam — und als ich erfuhr, daß er seinen Abschied genommen hatte. Dem das war ohne mein Wissen erfolgt.“

„Seine Absicht, den Abschied einzureichen, hatte er Ihnen gegenüber auch früher niemals geäußert?“

„Nein!“

„Wie saßen Sie nun die Sache auf?“

„Anfangs dacht' ich, die Schulden hätten ihm den Boden zu heiß unter den Füßen gemacht.“

„Hatte er große Schulden?“

„Ja!“

„Leichtfünnige Schulden?“

Soter zuckte die Achsel. „Schulden sind in den Augen der Mehrzahl immer leichtfünnig — in diesem Falle waren sie wohl ein notwendiges Ubel. Meine Hoffnung, das junge Paar so, wie ich's versprochen hatte, unterstützen zu können, erfüllte sich nicht.“

„Sie waren also gleichfalls verschuldet?“

„Stark verschuldet.“

Er sagte das mit einem nur halb unterdrückten, fast etwas humoristischen Stohseufzer, so daß eine leichte Heiterkeit im Publikum entstand. Seine derbe, landjunkerliche Darstellungsweise und der cholertische Unterton gaben seinem Wesen den Stempel ungeschminkter Offenheit. Die Sympathie für ihn war unerkennbar. Sie steigerte sich, als bei den nächsten Fragen des Vorsitzenden, die sein Verhältnis zu Theo von Gamp betrafen, eine Gemütsregung zum Durchbruch kam, die man bei ihm nicht vorausgesetzt hatte.

„Sind Sie nun heute davon überzeugt, daß Ihr Schwiegerohn seinerzeit deshalb so überraschend plötzlich den Abschied genommen hat, weil er fürchten mußte, er würde ihn späterhin vielleicht nicht mehr in Ehren bekommen?“

„Herr Vorsitzender, diese Frage bürdet mir eine zu schwere Verantwortung auf. Mein Schwiegerohn hat seine Frau allerdings in einem Augenblick verlassen, wo wir über zweifelhaft geringe Vermittel verfügten. Ich gebe zu: ich war ihm all' die Jahre über sehr gram. Denn es ist uns beiden ganz miserabel ergangen. Was ihn damals fortgetrieben hat, darüber steht mir ein Urteil aber nicht zu. Jedenfalls hat er mir keine direkte Veranlassung gegeben, an eine solche Täuschung zu glauben, wie sie ihm vorgeworfen wird.“

„Sie selbst waren damals während des ganzen Monats Juni in Berlin — und nicht auf dem Gestüt?“

„Jawohl,“ sagte er mit Nachdruck, „ich war mit meiner Tochter während des ganzen Monats Juni in Berlin — und nicht auf dem Gestüt.“

Wieder ging eine kleine Bewegung durchs Auditorium. Der Anwalt Doktor Heinroth erhob sich, um eine Frage zu stellen: „Es ist aber wiederholt behauptet worden, gerade in der Zeit, in der das für die Lethel ausgegebene Pferd den Stall verließ, wären Sie, Herr Zeuge, auf dem Gestüt anwesend gewesen.“

„Die Gunst, meiner Aussage durch die Vereidigung den nötigen Nachdruck zu geben, ist mir ja leider nicht bewilligt worden. Ich muß es Ihnen also, Herr Rechtsanwalt, anheimstellen, mir zu glauben oder nicht. Vielleicht ergibt die Untersuchung Näheres. Zeugen vermag ich heute freilich nicht mehr anzugeben.“

Der Vorsitzende schnitt weitere Zwischenfragen mit der Bemerkung ab: „Zu diesem Teil der Aufnahme kommen wir später. Wir vernehmen zunächst Mr. Bright, den Vereiter des Mr. Patterson, der die Lethel in Hamburg von Herrn von Gamp in Empfang genommen, nach New York übergeführt und dort drei Wochen lang im Training gehabt hat.“

Während der Jockey eintrat, ein hageres, ziemlich kleines Herrchen mit etwas krummen Beinen, besprach sich der Vorsitzende mit dem gerichtlichen Dolmetscher.

(Fortsetzung folgt.)





# Die Schwarze Schlange.

Ballade von Ewald Gerhard Seeliger (Hamburg).

Bergtief unter der Erde versteckt  
Schlief sie Jahrmillionen,  
Bis sie menschlicher Fürwitz gewekt  
Mit Bohrstaßl und Sprengpatronen,  
Bis ihr wühlte der Haue Erz  
Tief in den Leib die Stollen,  
Bis ihr bebte das schlummernde Herz  
Unter der Schüsse Rollen.

Der Schmerz durchzuckte ihr Mart und Bein,  
Und dehnend reckt sie die Ringe;  
Nur leise zittert der lastende Stein,  
Nicht löst er die kerkernde Zwinge,  
Er zwingt und drängt und schließt sich fest  
Um die aufbäumenden Glieder,  
Und ächzendes Klammern fesselt und preßt  
Sie wieder zur Ohnmacht nieder.

Da hebt sie die Lider in knirschender Qual,  
Blutdüster die Augen glühen:  
Die wölben sich, wachsen, bis flackernd und fahl  
Wutgierige Flammen entsprühen.  
So lauert sie keuchend in Pein und Krampf,  
Die Feinde zu zerschmettern,  
Und ihre Blicke sind stickender Dampf  
Und schleichen mit schlagenden Wettern.

Die Förderschalen sanken zum Grund,  
Vierzigmals stießen sie in den Schlund!

Vierzigmals tauchten sie aus dem Grab —  
Fünfzehnhundert fuhren hinab.

Fünfzehnhundert, gerüstet zur Schlacht,  
Schluckte der schwarze, gährende Schacht.

Das Lämpchen glimmt, ein hastiges Wort,  
Und jeder eilt an seinen Ort.

Das Flämmchen zuckt in der nervigen Faust,  
Donnernd und dröhnend das Lied erbraust:

„Wir schaffen in harter, finstrier Schicht  
Für euch da droben, ihr Brüder im Licht.

Wir fronen und pflügen ein felsiges Feld,  
Wir Sklaven der Arbeit, wir Herren der Welt!“

Die Zündschnur glimmt! Schon zischt sie Rauch!  
Zurück um die bergende Ecke!  
Ein Krachen zerreißt den schwarzen Schlauch,  
Und frei wird wieder die Strecke.  
Die Picken pochen, der Stempel stöhnt,  
Fernher grollen die Minen,  
Die Meißel klirren, der Wagen dröhnt  
Ratternd über die Schienen.

„Es brennt, Vater Leon, ich weiß es lang!“  
„Jean, hüte deine Zunge!“  
„Es brennt lichterloh im dritten Gang!“  
„Bist du des Teufels, Junge?“  
„Und morgen fahr ich nicht wieder ein,  
Schon lange hab ichs gerochen;  
Es schlägt uns alle kurz und klein,  
Wenn es die Mauer durchbrochen!“

Den Alten packt ein lähmender Bann,  
Er runzelt die greise Braue,  
Und starrt wirrsinnig den Jungen an,  
Dann schwingt er mit Macht die Haue.  
„Es brannte schon oft! Auf die Arbeit geschaut!  
Gib deinen Fingern ihr Futter!  
Du hast daheim eine junge Braut  
Und eine kranke Mutter!“

Und ruckend entreißt die Schale den Raub  
Dem brandigen Brodem, dem stickenden Staub.

„Horch, Vater Leon, die Lampe knallt!“  
Klirrend wuchtet die Haue am Spalt.

„Halts Maul, sonst lockt noch dein böses Geschrei  
Den schlimmen Alten vom Berge herbei.

Er schiebt in den Weg uns sein schiefriges Bett  
Und schreibt uns Nullen ans schwarze Brett.“

Die schwarze Schlange lauert und lechzt,  
Die Augen sprühen, die Mauer ächzt.

Ihr Rachen sperrt sich lodernd und weit,  
Knisternd zerfrißt er Stempel und Scheit.

Ihr Atem haucht Blut, ihr Feuerzahn bleckt,  
Lüstern die flammende Zunge leckt.





Heißhungrig ihr Giftzahn hackt und kratzt,  
Bis die fesselnde Mauer wankt und plaszt.

Jetzt faucht sie heran mit schütterndem Stoß,  
Es schwant des Berges Riesenschloß.

Mordend sie durch die Schwächte schnaubt,  
In jedem Stollen züngelt ihr Haupt.

Ein Schrei durchgestellt die Gänge des Baus,  
Zweitausend Lampen löschten aus.

Den Alten begräbt ein stürzendes Stüd,  
Der Junge flieht und schaut nicht zurück.

Er stößt sich blutig, gewinnt diekehr,  
Der höllische Atem heßt hinter ihm her.

Nur weiter, weiter! Schon grüßt ihn ein Schein,  
Die Feuerschlange quillt hinter ihm drein.

Versengt die Füße, wimmern da zwei:  
„Hilf Bruder!“ Ein Karren steht dicht dabei.

Er packt sie hinein in hurtiger Hast  
Und zerrt und flieht mit der fünffachen Last.

Da grüßt ihn das Licht, des Tages Gold —  
Gerettet der Karren ins Freie rollt.

Geblendet das Auge, verwirrt der Sinn,  
Ohnmächtig schlägt er zur Erde hin.

Und als er frierend und fiebernd erwacht,  
Durchlachen sechs Flammenhäupter die Nacht.

Es fuhren fünfzehnhundert ein —  
Zwölfhundert trah das Feuer!  
Weitleuchtend höhnt ins Land hinein  
Das lodernde Angeheuer,  
Und über die Fluren ein qualmendes Meer  
Ergießen die dunklen Mächte;  
Von Witwen und Waisen ein ganzes Heer  
Umbrandet aufjammernd die Schwächte.

„Die Namen! Die Namen! Gebt sie heraus!  
Die Namen wollen wir wissen!  
Wir wollen wissen, wo Trauer im Haus  
Und wem der Ernährer entrisen!“  
„Rettet! Rettet!“ Den Eingang bewacht  
Ein Glutstrom rauchend und lobend;  
Vom Himmel weint die stumme Nacht,  
Und Fäuste ballen sich drohend.

Da kommen die Retter, mit starker Hand  
Dämpfen sie mutig die Flammen!  
Männer sind es aus deutschem Land;  
Die Not schweißt Völker zusammen.  
Sie fahren ein, behelmt und bewehrt,  
Zu fesseln den rasenden Tiger,  
Und ringen und kämpfen für gallischen Herd,  
Schwertlose, germanische Krieger.

Sie steigen hinab, sie steigen empor!  
Nur Leichen können sie bergen,  
Und stärker schwillt der Klagen Chor,  
Es wachsen Hügel von Särgen;  
Man bringt sie an den letzten Ort,  
Die Flamme sinkt müder und müder,  
Und über den Gräbern schwebt das Wort:  
„Brüder — deutsche Brüder!“



## Bilder aus der Entwicklung von Nordamerika.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Das machtvolle Auftreten der Vereinigten Staaten von Nordamerika in allen Weltteilen und auf allen Gebieten in der letzten Zeit muß gerechtes Erstaunen erwecken. Noch zur Zeit unserer Großväter wurden die Vereinigten Staaten als nicht viel mehr denn etwa heute Kanada oder Brasilien angesehen, ein Land von ungeheurer Ausdehnung, aber mit spärlicher Bevölkerung und spärlichen Hilfsmitteln ohne irgend welchen Einfluß auf die Weltpolitik. Heute ist es einer der wichtigsten, wenn nicht gar der wichtigste Faktor in dieser geworden, mit entscheidender Machtfülle, die sogar in den alten Kulturländern Europas immer mehr zum Ausdruck kommt. Amerikanischer Einfluß ist nicht nur in Zentral- und Südamerika heute maßgebend, er zeigt sich in Ostasien, Australien, in der ganzen Südsee, wie im Karibischen Meere, er beherrscht den nördlichen Stillen wie den Atlantischen Ozean; amerikanische Kriegsschiffe haben an den Dardanellen die Türkei zur Beachtung ihrer Verpflichtungen gezwungen, amerikanische Staatsmänner nehmen an den Verhandlungen um die Zukunft Marokkos teil, und die politische Macht der Vereinigten Staaten ist so gestiegen, daß

selbst in den ganz selbständigen Staaten Südamerikas die europäischen Großmächte nichts mehr unternehmen, ohne sich vorher mit der Vormacht der Neuen Welt ins Einvernehmen zu setzen, sie gewissermaßen um Erlaubnis zu fragen. Auf dem Wege nach den Ländern des fernen Ostens haben sich die Vereinigten Staaten Stappen geschaffen, sie sind in Westindien wie in den chinesischen Gewässern zur Kolonialmacht geworden, ja selbst in Afrika ist die Negerrepublik Liberia nicht viel mehr als ein Schutzstaat dieser mächtigen Vormacht der Neuen Welt. Stolz hat der letzte Staatssekretär des Auswärtigen ihre Vertreter angewiesen, sich einfach als „amerikanische Botschafter“, „amerikanische Konsuln“ zu nennen, als gäbe es in der Neuen Welt keine andere Macht denn jene der Vereinigten Staaten. Wie in der Politik, so beeinflusst dieses neue Amerika die Welt auch durch seinen gewaltigen Handel und durch seine Industrie. Heute ist Amerika bereits die erste Handelsmacht des Erdballs und hat alle anderen, selbst das stolze England überflügelt, mit der Aussicht, sich in der nächsten Zeit in unbegrenzter Weise noch weiter auszudehnen.



Und doch ist diese Weltmacht die Schöpfung eines einzigen Jahrhunderts. Erst im Jahre 1776 lösten sich die damaligen englischen Kolonien an der Ostküste der Neuen Welt von ihrem Mutterlande los, vor gerade hundert Jahren traten sie zum ersten Male in der Weltpolitik selbständig auf. Wie war es möglich, daß dieses Land sich in dieser so kurzen Zeitspanne in so ungeahnter, in der Weltgeschichte einzig dastehender Weise entwickeln konnte?

Amerika ist eben vom Glück begünstigt worden wie kein zweites Land auf Erden. Das beweist schon seine politische Entwicklung. Ohne besonders große Opfer vertrieben die Kolonisten des achtzehnten Jahrhunderts die englischen Machthaber und erklärten sich zu einem selbständigen Staatenbunde, der dank der Zersplittertheit und der Eifersüchteleien in Europa bald anerkannt wurde. Damals reichte der Landbesitz der zu Staaten gewordenen Kolonien von der atlantischen Seeküste bis an den Mississippi, doch besaßen nur die Neuenglandstaaten, dann der Osten von Pennsylvania, New York, Virginien und Georgien nennenswerte Bevölkerung. Westlich vom 80. Breitengrad war noch alles wildes, von den tapferen, damals noch mächtigen Indianerstämmen beherrschtes Land, und das Innere des Kontinents mit seinen ausgedehnten Prärien, seinen hohen Felsengebirgen war unbekannt und unerforscht wie das Innere von Afrika. Nicht einmal die Besitzverhältnisse waren geregelt. Grenzen gab es nicht, nur hatten sich Frankreich und Spanien in diese Länderstrecken beiläufig geteilt, Spanien besaß die westliche, Frankreich die östliche, hauptsächlich die Prärien umfassende Hälfte.

Dieser französische Besitz, ein Gebiet von ungefähr zweieinhalb Millionen Quadratkilometern, also nahezu die Größe von fünf Deutschen Reichern, führte den Namen Louisiana, und der Regierungssitz befand sich in Nouvelle Orleans. Nur der Flußlauf des Mississippi war bekannt, Schiffe drangen nordwärts bis oberhalb der Einmündung des Ohio, und in der Nähe hatten ein paar Indianerhändler und Trapper die Ansiedlung St. Louis gegründet. Um das Jahr 1800 herrschte in Frankreich der General Bonaparte. In Krieg mit England verwickelt, fürchtete er, die englischen Schiffe könnten Nouvelle Orleans und damit die junge Kolonie Louisiana erobern, die damals Frankreich mehr Geld kostete, als sie eintrug. Überdies brauchte Bonaparte Mittel zur Fortführung seiner Kriege, und so bot er denn die Kolonie Louisiana Amerika zum Ankauf an. Als Preis wurden 15 Millionen Dollars festgesetzt. Die amerikanischen Abgesandten, Robert Livingstone und James Monroe, der Gründer der heute für die Neue Welt ausschlaggebenden Monroe-Doktrin (Amerika den Amerikanern) unterzeichneten den Kaufvertrag, und Louisiana ging für das genannte Einsgericht in den Besitz der Vereinigten Staaten über — ihre Ländereien hatten sich um das Doppelte vergrößert!

Dies war der vorteilhafteste und größte Landkauf, der jemals stattgefunden hat, denn heute zahlt eine einzige Stadt dieses Gebietes, das so groß ist wie Europa, ausgenommen Rußland, nämlich St. Louis, alljährlich ebensovielen Millionen an Steuern allein, wie das ganze Territorium ein für allemal gekostet hat. Hätten die Vereinigten Staaten damals diese 15 Millionen auf Zinseszinsen angelegt, so würden sie heute auf eine Milliarde angewachsen sein. Der Grundwert des Territoriums beläuft sich aber heute auf acht Milliarden, also das Achtefache der natürlichen Entwicklung. Auf den damals einsamen wüsten Steppen sind nicht weniger als 13 blühende, reiche Staaten entstanden mit einer Gesamtbevölkerung von 15 Millionen Seelen, und heute entfallen von dem Nationalreichtum Amerikas auf jeden Kopf 1232 Dollars.

Doch dabei blieb es nicht. Im Süden war die ganze Seeküste am Golf von Mexiko vom Mississippi bis an die Atlantik, einschließlich Florida, noch in spanischem Besitz. Amerika gelang es, dieses Florida — heute ein reichgelegener Staat mit einer halben Million Einwohner — im Jahre 1819 von Spanien für eine geringfügige Summe zu kaufen. Auf der gegenüberliegenden, d. h. also der Südwestseite, hatte sich

von Mexiko ein Gebiet von der Größe anderthalb Deutscher Reiche losgelöst und eine selbständige Republik unter dem Namen Texas gegründet. Sie war von nur kurzem Leben, denn im Jahre 1845 wurde sie von den Vereinigten Staaten einfach annektiert. Drei Jahre später, im Jahre 1848 trat Mexiko den Vereinigten Staaten das ganze Riesengebiet der Felsengebirge, vom Rio Grande bis an die Nordgrenze Kaliforniens, von der Präriegrenze bis an den Stillen Ozean, ab, und die Vereinigten Staaten reichten nun quer über den ganzen Kontinent mit einem Gebietzuwachs so groß wie zwei Deutsche Reiche. Die heutigen Staaten Oregon, Idaho und Washington, zusammen ebenfalls weit größer als das Deutsche Reich, fielen auf Grund amerikanischer Entdeckungsexpeditionen und Besiedlung von selbst an die Vereinigten Staaten. Alaska, beinahe dreimal so groß wie Deutschland, wurde den Russen für ein paar Millionen abgekauft, durch den Krieg mit Spanien erwarben die Vereinigten Staaten den wichtigen westindischen Besitz, durch rücksichtsloses Eingreifen in die inneren Verhältnisse der Sandwichinseln auch diese, und es fehlte nur noch die Kanadische Dominion, um den ganzen Kontinent, zusammen 19 Millionen Quadratkilometer, unter die Herrschaft Bruder Jonathans in Washington zu bringen. Dieser Anfall Kanadas ist nur eine Frage der Zeit, wenn auch heute die Majorität der Kanadier noch die Abhängigkeit vom englischen Mutterlande vorzieht. Die Interessen der beiden Länder Nordamerikas nähern sich einander immer mehr. Die Kanadier werden allmählich „van-keesiert“. In jedem Jahre ziehen viele Tausende von Kanadiern, vornehmlich aus den französischen Ostprovinzen, nach den Neuenglandstaaten, um dort Erwerb zu suchen, und kehren größtenteils als Amerikaner wieder nach Kanada zurück. Auf diese Weise war nicht weniger als ein Viertel der gesamten Bevölkerung Kanadas kürzere oder längere Zeit in Amerika tätig. Während auf der atlantischen Seite die Wanderung von Kanadiern nach Amerika stattfindet, vollzieht sich in den Prärien des Westens dagegen eine Wanderung von Amerikanern nach Kanada, um sich dort in den fruchtbaren Ebenen von Saskatchewan und Manitoba anzusiedeln, jährlich nicht weniger als 40 000. Jeder dieser nach Amerika wandernden Kanadier, jeder der nach Kanada wandernden Amerikaner wird gewissermaßen zum Missionär der Angliederung Kanadas an die große Republik. Amerika braucht Kanada nicht zu erobern und mit England um diesen Preis keinen Krieg zu führen, die Frucht wird ganz von selbst reifen, Uncle Sam wird zur rechten Zeit nur seine Schürze hochzuhalten brauchen, sie wird von selbst hineinfallen. Voraussichtlich wird noch dieses Jahrhundert den geeinigten Kontinent von Nordamerika sehen mit einer einheitlichen weißen Bevölkerung, die in jedem Jahrzehnt um ein Fünftel wächst und somit schon nach sechzig Jahren zweihundert Millionen Seelen erreicht haben dürfte!

Bei den so glücklichen Gebietserwerbungen Amerikas handelte es sich nicht nur einfach um Durchschnittsland, sondern größtenteils um solches, das zu den reichsten und fruchtbarsten des Erdballs gehört. Die gütige Mutter Natur hat ihr Füllhorn über den nordamerikanischen Kontinent ganz besonders reichlich ausgeschüttet. Die einsamen trockenen Prärien und Steppen erweisen sich als der fruchtbarste Getreideboden, und in den Gebirgen liegen mineralische Schätze von einer Menge und einem Wert wie in keinem anderen Lande. Noch sind große Gebiete in dieser Hinsicht gar nicht erforscht, und doch besitzt Amerika heute schon einen weit größeren Anteil an der Produktion von Eisen, Kohle, Kupfer, Silber, Petroleum usw. als alle anderen Länder des Erdballs. So z. B. bringt Amerika mehr Eisen und Stahl hervor als die beiden bisherigen Haupteisländer England und Deutschland zusammengenommen, d. i. 40 v. H. der Weltproduktion, und doch wurde vor etwa fünfzig Jahren nicht eine Tonne Eisen erzeugt. Amerika ist das Hauptkohlenland der Erde mit einem Kohlenrevier von einer Viertelmillion englischen Quadratmeilen; an Anthrazitkohlen allein wurden 1905 über 60 Millionen Tonnen gewonnen! Von der Weltproduktion an Kupfer, 660 000 Tonnen, entfielen



408 000 Tonnen, über 60 v. H., auf Amerika. Ähnlich ist das Verhältnis von Gold und Silber. An Petroleum produziert Amerika mehr als 50 v. H. Der Getreidemarkt wird von Amerika kontrolliert, die Maisproduktion erreicht 70 v. H. jener des Erdballs, und der Wert von Mais, Winter- und Sommerweizen allein wird zusammen auf 26 Milliarden Mark geschätzt, mehr als das Jahresbudget aller Reiche Europas! Die Welterzeugung der Baumwolle beläuft sich auf 18 Millionen Ballen von durchschnittlich 250 Kilo Gewicht. Auf Amerika entfallen davon nahe an 14 Millionen, also nahezu 80 v. H.!

In ähnlichen Verhältnissen bewegt sich die Produktion anderer wichtiger Artikel. Welchen Aufschwung die Rinder- und Schweinezucht, Obstbau u. dergl. genommen haben, ist bekannt. Nun zählt die Bevölkerung der Vereinigten Staaten heute ungefähr 80 Millionen Seelen, das sind 5 v. H. der Gesamtbevölkerung der Erde. Die Produktion in den genannten und anderen Artikeln beläuft sich aber auf 25 bis 80 v. H. jener der Erde. Es entfallen also auf jeden Amerikaner acht bis zehn Mal mehr Naturprodukte als auf jeden anderen Erdenbewohner, und darin liegt zum Teil die Erklärung des sprichwörtlich gewordenen Reichtums der Yankee's.

Während so die Bürger der Vereinigten Staaten schon von der Natur in so überaus reichem Maße begünstigt werden, hat zu ihrem heutigen Reichtum, ebenso wie zu ihrer Macht und Weltstellung, das alte Europa in einem Maße beigetragen, das in der Geschichte einzig dasteht. — Europa gab Amerika das größte Geschenk, das jemals seit Urzeiten einem Reiche gemacht worden ist, ohne dafür anderes als Undank zu ernten. Ohne dieses Geschenk wüßten die Amerikaner nichts mit ihren Naturschätzen anzufangen, sie würden unbenutzt daliegen, und es erginge ihnen wie jenem Goldsucher, der in der Wildnis Millionensätze findet und doch Hunger leidet. Europa gab Amerika die Arbeitskräfte, um das Land zu entwickeln, um seine Naturschätze zu heben, zu verarbeiten und damit auch auf dem Weltmarkt zu verwerten. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab Europa den Vereinigten Staaten nicht weniger als zwanzig Millionen fertige Arbeiter. Eine in der Weltgeschichte einzig dastehende Völkerwanderung wendete sich von der Alten nach der Neuen Welt. Fünfzig Jahre lang dauerte dieser Menschenstrom, und er ist heute eher noch im Steigen als im Verfliegen begriffen, er erreicht jetzt jährlich dreiviertel bis zu einer Million. Seit Jahrzehnten verlassen Tag für Tag, Sommer und Winter durchschnittlich ein- bis zweitausend Menschen die heimatischen Gestade, um in dem gesegneten nordatlantischen Dorado ihr Glück zu suchen und damit die Entwicklung und den Reichtum Amerikas zu fördern.

Das ungeheure Opfer, das die Alte Welt der Neuen mit diesen zwanzig Millionen Menschen gebracht hat, wird in seiner ganzen Größe viel zu wenig in Betracht gezogen. Ebenso bleibt es bei der Beurteilung Amerikas gewöhnlich unbeachtet, daß zum größten Teil Europa das neue Amerika geschaffen hat. Jede Mutter weiß, welchen Kummer, welche Sorgen die Erziehung eines Kindes ihr bereitet. Jeder Vater kennt die empfindlichen Kosten, die ihm das Großziehen eines Knaben in den zwei ersten Jahrzehnten seines Lebens verursacht. Werden durchschnittlich nur einige hundert Mark jährlich angenommen, so erreicht der Gesamtbetrag für Unterhalt und Erziehung, mit Zinseszinsen gerechnet, bei jedem Mann in seinem fünf- und zwanzigsten Lebensjahre etwa zwanzigtausend Mark. Bei zwanzig Millionen also die geradezu unfahrbare Summe von vierhundert Milliarden, während die gesamten Staatsschulden aller Länder der Erde nicht den vierten Teil ausmachen!

Gerade in dem Zeitpunkte, wo diese Millionen Menschen in die Lage gekommen waren, das in ihnen angelegte Kapital zum Besten ihres Heimatlandes durch eigene Tätigkeit zu verzinsen, verließen sie dieses und führten so das Kapital der Neuen Welt zu, ohne daß diese auch nur das Geringste dafür geopfert hätte. Europa hatte die Ausgaben, Amerika den Gewinn.

Zum weitaus größten Teil waren diese Menschenmassen für die ihnen in Amerika erwachsenden Aufgaben besonders befähigt, denn es gehört für einen jungen Mann nicht wenig Tatkraft, Entschlossenheit und Wagemut dazu, die gewohnten heimatischen Verhältnisse mit ganz neuen in einer fremden Welt zu vertauschen, die Fahrt über das Weltmeer zu unternehmen und in einem Lande, dessen Sprache er nicht spricht, und dessen riesengroße Verhältnisse ihm unbekannt sind, sich ein neues Leben zu schaffen.

Diese zwanzig Millionen, zu denen im Laufe der verfloffenen fünf Jahrzehnte noch Millionen Nachkommen gelangten, bildeten das Hauptelement der amerikanischen Arbeiterarmee. Sie waren es, die die Städte bevölkerten und die Entwicklung der Industrien ermöglichten, die in den Bergwerken die mineralischen Schätze zutage förderten und die großen Prärien des Westens besiedelten — eine Armee von Industriesoldaten und Bauern, wie es nie eine größere mit segensreicherer Tätigkeit gegeben hat. Den Generalstab aber und die Offiziere stellten die Yankee's, vornehmlich aus den altentwickelten Neuenglandstaaten. Dort hatte sich, schon im siebzehnten Jahrhundert beginnend, ein englisches puritanisches Element angesiedelt, das bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf sich selbst angewiesen war. Die Pioniere dieser puritanischen Besiedlung Neuenglands, also Massachusetts, Maine, New Hampshire, Connecticut, Rhode Island und Vermont, waren die „Pilgrimfathers“, die auf dem Segelschiffe „The Mayflower“ am Plymouth Rod an den Neuenglandküsten landeten. In den Ansiedlungen, die sie gründeten, in Boston, Salem, Lowell, Providence usw., erhielten sich bis ins vorige Jahrhundert die alten streng puritanischen Gesetze, die berühmten „Blue Laws“, wohl die strengsten, die je geschaffen wurden. Sonntagsheiligung, Verbot aller geistigen Getränke, Beschränkung des Rauchens, des gesellschaftlichen Verkehrs und der Unterhaltungen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Im allgemeinen aber hatte ihre teilweise Aufhebung eine merkwürdige Wandlung in den Neuengländern zur Folge. Seit Jahrhunderten waren sie in ihren persönlichen Freiheiten beschränkt gewesen, und die Spannkraft, die sich in ihnen angemeinelt hatte, kam nun durch desto größeren Wagemut und Unternehmungsgest zu Durchbruch. Wie die Spiralfeder einer Uhr beim Springen ihrer Fesseln sich heftig vibrierend ausdehnt, so erweiterten auch diese neuenglischen Puritaner ihre Tätigkeit nunmehr über den ganzen Kontinent. Aus ihnen rekrutieren sich hauptsächlich die Schöpfer des gewaltigen Eisenbahnsystems Amerikas, das ausgedehnter ist als jenes von ganz Europa, die industriellen Pioniere in den Eisen- und Kohlengebieten, die sogenannten „Kapitäne der Industrie“, und wie man einst Jupiter darstellte mit einem Bündel von Blitzen in der Hand, so kann man heute diese Vanderbilt's und Hills, Morgans und Huntingtons darstellen mit einem Bündel von glänzenden Stahlschienen, die sie von Ozean zu Ozean über den Weltteil warfen. Sie waren der Generalstab, der die Arbeiterarmeen Europas leitete überall dorthin, wo man sie zur Entwicklung des Landes und zum Siege über seine Reichtümer brauchte. Die letzteren sind indessen so groß, die Entwicklung ging so rasch vorstatten, daß auch diese Millionen nicht hinreichten, um damit gleichen Schritt zu halten, und daß auch heute noch die vielen Hunderttausende von Einwanderern jedes Jahr in dem ungeheuren Schmelztiegel der Nationen, in diesem Amerika verschwinden. So dachte denn der Generalstab Amerikas an die Bewertung der Naturkräfte, die sich dort in so großer Menge dem Schaffensdrang des Menschen darbieten, und was darin geleistet worden ist, habe ich im Laufe der letzten dreißig Jahre selbst mit beobachtet oder miterlebt. Bei meiner ersten Reise durch den Nordwesten kam ich an den oberen Mississippi. In der Nähe des hölzernen Prärie-Städtchens St. Paul stürzte der „Vater der Ströme“ rauschend und brausend über eine zwölf bis fünfzehn Meter tiefe Felsbänke herab, einen Niagara bildend, umgeben von bewaldeten Ufern



und kleinen malerischen Inselchen, die berühmten St. Antonfälle. Als ich sie im vergangenen Jahre wieder besuchte, waren sie völlig verschwunden. An Stelle der von Urwäldern und Felsen umrahmten schäumenden Wassermassen legt sich heute ein trockener Holzdammer quer über den Niesenstrom. Sein ganzes Wasser wird durch ein Labyrinth von Kanälen geleitet, um Mühlen und Fabriken und Sägewerke zu treiben. Rings um ihre Ufer sieht heute auf dem einstigen Urwaldboden die Viertelmillionenstadt Minneapolis.

Im Jahre 1880 gewährte ich bei meiner Ankunft in Pittsburg zur Nachtzeit einen riesigen Feuerschein, der die ganze Umgebung blutrot erleuchtete. Von meinem Hotel den Monongahelastrom abwärts blickend, sah ich, daß der Schein von einer sechs Meter hohen, der Erde entspringenden Flamme herstammte. Es war Erdgas, das unverwendet verbrannte. Seitdem ist eine Reihe von Gesellschaften zur Verwertung dieses Gases entstanden mit einer Kapitalanlage von 160 Millionen Mark. Das Gas, 1500 Bohrlöchern entspringend, wird durch ein Röhrennetz von 5000 Kilometern Länge durch die ganze Stadt geleitet, speist 40000 Haushaltungen und zahlreiche Industriebetriebe. Die Gasmenge erreicht in den

Wintermonaten täglich 200 Millionen Kubikfuß, eine tägliche Ersparnis von 11000 Tonnen Kohle!

Der Mangel an Arbeitskräften hat auch den Niagara in den Dienst der Industrie treten lassen, diesen gewaltigsten aller Kraftspender. Die halbe Million Kubikmeter Wasser, die in jeder Minute 50 Meter tief in den Niagarafylld hinabstürzt, könnte sieben Millionen Pferdekkräfte erzeugen, also beinahe so viel, wie das ganze industrielle Deutschland in seinen Betrieben heute anwendet. Im vergangenen Jahre besuchte ich die in der letzten Zeit dort entstandenen oder noch im Bau begriffenen Turbinenanlagen, die größten der Erde, die vorläufig eine halbe Million Pferdekkräfte für die ringsum entstandenen Industriebetriebe erzeugen!

Man kann aus diesen wenigen Beispielen erkennen, wie die Amerikaner, mit der mächtigen Entwicklung ihres Landes gleichen Schritt haltend, auch alle sich anbietenden natürlichen Kraftquellen auszunutzen verstehen, die sich in ihrem Kontinent in so unvergleichlicher Fülle darbieten. Forcht man aber nach dem Grund dieser Entwicklung, so kommt man in erster Linie immer wieder auf die große Völkerverwanderung von Europa nach Amerika zurück, wie ich in dem folgenden und letzten Aufsatze darzutun will.



**Eduard Grisebach.** (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Am 22. März ist in Charlottenburg, tebe, Konnt Eduard Grisebach,



Dr. Eduard Grisebach f.

der weit bekannte Dichter des „Neuen Tamnhäusers“, im Alter von 61 Jahren gestorben. Er hat mit manchem anderen das Los geteilt, durch ein einziges Werk, gleichsam über Nacht, zu einer „Berühmtheit“ zu werden und nach diesem einen großen Schlagler dann nichts Größeres mehr zu schaffen. Jedenfalls werden sich unsere älteren Leser noch der Begeisterung entsinnen, mit der im Jahre 1869 Grisebachs erstes Buch, der „Neue Tamnhäuser“ im Publikum aufgenommen wurde. Weltsehmerz und glühende Sinnlichkeit vereinigen sich in den elegantstehenden Strophen des Buches, das schnell nacheinander an 25 Auflagen erlebte — für ein Gedichtbuch damals ein fast unerhörter Erfolg! Grisebach war ein schwärmerischer Verehrer Schopenhauers, des Modephilosophen jener Zeit, und die Weltverachtung im Sinne Schopenhauers behauptet sich auf jeder Seite des Wertes, so sehr es sonst auch von Simmensfreude und von bacchantischem Genießen spricht. Ein zweites Werk: „Tamnhäuser in Rom“ war farblos, und späterhin hat Grisebach nichts Eignes mehr herausgegeben. Wohl aber ist er als Literarritiker von Bedeutung — seine Ausgaben von Werken deutscher Dichter, wie Bürger, Kleist, Hoffmann und die Biographie Schopenhauers usw., sind in den weitesten Kreisen hochgeschätzt. Eduard Grisebach, der 1845 geborene Sohn des berühmten Botanikers gleichen Namens, zeichnete sich durch feinsinnigen Verstand und gediegene Bildung aus, und diese Vorzüge waren es, die seine stark sinnliche Lyrik vor jeder Unschönheit der Form und vor jeder Taktlosigkeit des Inhalts bewahrten.

**Michael Georg Conrad.** (Mit dem obenstehenden Bildnis.) Der bekannte Romanist, Lyriker und Essayist, der Führer

der süddeutschen „Modernen“ und frühere Reichstagsabgeordnete Michael Georg Conrad, feiert am 5. April seinen 60. Geburtstag. Es will einem nicht recht in den Kopf, daß dieser jugendlich starke, feurig empfindende Mann, der so oft für eine gute Sache das Wort geführt, so oft die Massen hingerissen hat durch die Gewalt der Rede, schon an der Schwelle des Alters steht, daß die blondmähnlige Refengestalt mit den blauen, blitzenden Augen eigentlich schon ins „reifere Register“ gehört! Michael Georg Conrad ist eine Kampfnatur! Allem Schwachen, Kranken, Milden abgeneigt, ein Feind alles Ueberleben und Morches, hat er der „Tradition“ manch liebes Mal den Krieg erklärt, um für das Neue und Freie einzutreten. Eine tiefe, innige Heimatliebe geht durch all seine Werke, sie atmen Erdgeruch, sind Bekenntnisse eines weichen und zarten Herzens. Zu Gnodstadt in Franlen geboren und ursprünglich zum Lehrer bestimmt, fesselte M. G. Conrad schon frühzeitig um und widmete sich ganz der schriftstellerischen Tätigkeit. 1885 gründete er die Zeitschrift „Die Gesellschaft“, die ganz der modernen Richtung diene und das Hauptorgan des süddeutschen Realismus gewesen ist. Zahlreiche politisch-pädagogische Schriften und Literatur- und Volksstudien behandelten seine freie Gesinnung, eine ganze Reihe von Romanen und Novellen erwießen seine künstlerische Bedeutung. Wir nennen von seinen Werken nur die Romane: „Die klugen Jungfrauen“, „Was die Jzar raucht“ — ein Münchener Roman, der 1898 schon die dritte Auflage erlebte — „Die Weichte des Narren“ und „Majeität“ — die Geschichte des unglücklichen Bayernkönigs Ludwig II. Auch als Lyriker ist M. G. Conrad hervorgetreten mit seinem Gedichtbude „Salve Regina“.



B. Schmidt, Chemnitz, phot.

Der Bismarck-Turm bei Chemnitz.

**Der Bismarck-Turm bei Chemnitz.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Auf der Borna-Nöhrsdorfer Höhe bei Chemnitz ist ein Bismarckturm errichtet worden, ein neues Glied in der Kette der Türme und Feuersäulen, die zu Ehren des Altreichstanzlers,



Michael Georg Conrad.



Jüri Otto von Bismard, überall in deutschen Landen sich erheben und in lodenden Flammenzeichen das Gedächtnis des großen Toten im Volke lebendig halten. Ursprünglich war die Einweihung des Turmes auf den 1. April 1906, den Geburtstag des Kanzlers, festgesetzt, mußte aber auf den 24. Mai verschoben werden, da das Bauwerk noch nicht befeigbar ist. Leider wird auch am Einweihungstage das Feuer noch nicht zum nächtlichen Himmel emporlodern können, es müßten denn von den zahllosen Verehrern des gewaltigen Mannes sich mehr als bis jetzt der Fall ist, zur Mitgliedschaft des Bismard-Vereins — der Erbauer des Turmes ist — melden und die Mittel zur Vollendung des schönen Planes aufbringen.

**Anastafus Grün.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Am 11. April 1906 sind es hundert Jahre, daß Anastafius Grün oder, wie er mit seinem eigentlichen Namen hieß, Anton Alexander Graf von Auersperg, zu Laibach in Krain geboren ward. Wer weiß heute noch von dem Manne, der vor kaum einem Menschenalter zu den gezeierten Dichtern der Zeit gehörte, dem am 11. April 1876 anlässlich seines siebenzigsten Geburtstages die größten Huldigungen dargebracht worden sind! Sein Name wird nur in der Literaturstunde gelehrt, seine Gedichte werden nur von den „Alten“ noch gelesen! Schnell weilt der Kranz des Ruhms, und das Gedächtnis der Menschen ist kurz, wohl jedem Schaffenden, der das Vergessenwerden nicht mehr erlebt! Anastafius Grüns Bedeutung lag eben darin, daß er das Sehnen seiner Zeit in Verse zu bannen verstand und die Schäden seiner Tage mit Freimut zu geißeln wußte. Als Mensch wie als Dichter hat er das Große gewollt, und aus seinen Satiren „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, wie aus seinen Gedichtbänden spricht ein edler, dem Hohen zugewandter Geist. Am meisten gelesen war seine epische Dichtung „Der letzte Ritter“, eine allerdings allzu kritische Bewunderung Kaiser Maximilians I. Auch als Übersetzer hat Grün Bedeutendes geleistet, indem er uns gleich Fontane formichöne Nachbildungen altenglischer Volkslieder schenkte. Der Briefwechsel zwischen Anastafius Grün und L. A. Frankl, der in Berlin erschienen ist, gibt persönliche Aufschlüsse über den Wiener Dichter und zeigt ihn als edlen, hochsinigen Menschen. Anastafius Grün starb am 12. September 1876, aufrichtig betrauert von allen Deutschen. Am 100. Geburtstag des Dichters wird an dem Hause in Graz, das sein Leben und Sterben umschloß, die hier abgebildete, künstlerisch schöne Gedenktafel angebracht werden. Sie ward von dem jetzigen Bewohner des Palais, Baron v. Apfaltern, gestiftet und ist ein Werk des rühmlichst bekannten Bildhauers Professors Hans Brandstetter. Die hohe

sich erheben und in lodenden Flammenzeichen das Gedächtnis des großen Toten im Volke lebendig halten. Ursprünglich war die Einweihung des Turmes auf den 1. April 1906, den Geburtstag des Kanzlers, festgesetzt, mußte aber auf den 24. Mai verschoben werden, da das Bauwerk noch nicht befeigbar ist. Leider wird auch am Einweihungstage das Feuer noch nicht zum nächtlichen Himmel emporlodern können, es müßten denn von den zahllosen Verehrern des gewaltigen Mannes sich mehr als bis jetzt der Fall ist, zur Mitgliedschaft des Bismard-Vereins — der Erbauer des Turmes ist — melden und die Mittel zur Vollendung des schönen Planes aufbringen.

flankiert, das Brustbild des verstorbenen Dichters, dessen edel schöner Kopf wirkungsvoll hervortritt. Eine Strophe des Grün'schen Gedichtes „An Schiller“ steht unter dem Reliefbild, sie lautet: „Lodert ihr deutschen Herzen in Flammen — Schlaget zu einem Brande zusammen.“ Darunter fand die eigentliche Widmung ihren Platz: „Dem Freiheitskämpfer Anastafius Grün (Anton Alex Graf v. Auersperg), geb. den 11. April 1806 in Laibach, gest. den 12. September 1876 in diesem Hause. Zum 100. Geburtstag 1906 gewidmet von Otto Baron v. Apfaltern.“

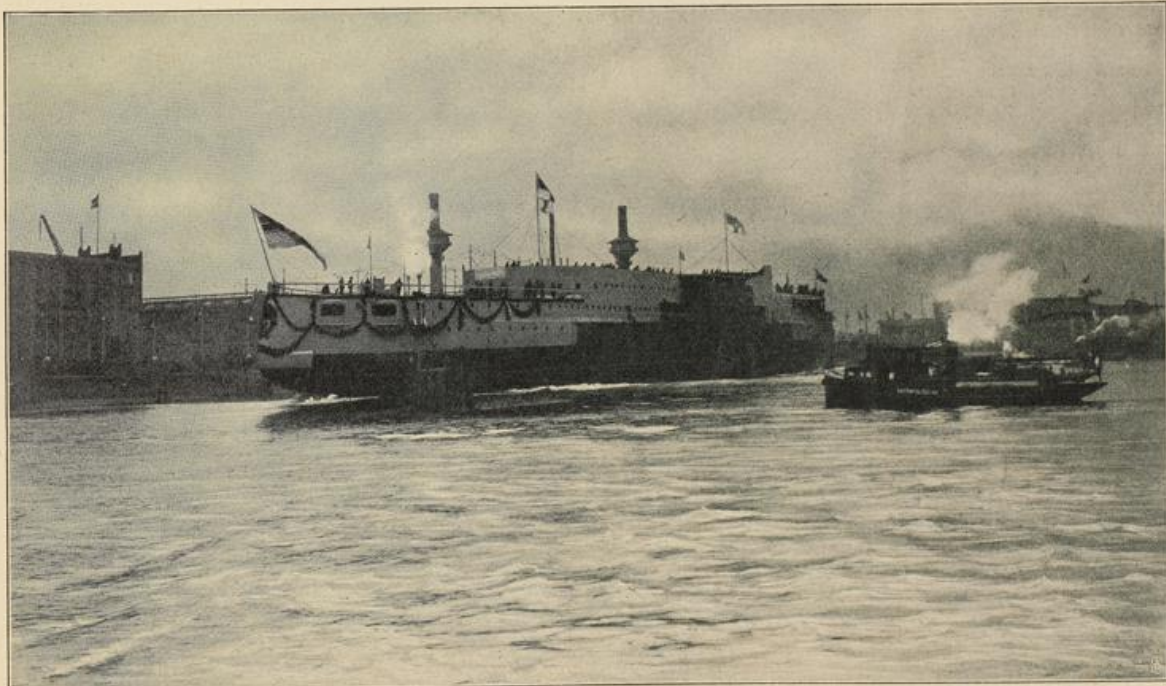


Gedenktafel für Anastafius Grün.

Entworfen von  
H. Brandstetter, Graz.

**Stapellauf des „Scharnhorst“.** (Zu der untenstehenden Abbildung.) Unter großer Beteiligung von Militär und Zivil hat am 22. März, dem Geburtstag des alten Kaisers, in Hamburg der Stapellauf des großen Kreuzers „Scharnhorst“ stattgefunden, an dem der greise Feldmarschall Graf Hölzer im Namen des Kaisers die Taufe vollzog. Der auf der Werft von Blohm & Voß erbaute Panzerkreuzer wird stärker gepanzert sein als die großen Kreuzer „Molt“, „Friedrich Karl“ usw., ein Gürtelpanzer erstreckt sich über das ganze Schiff. Bei einer Wasserverdrängung von 11600 Tonnen legt der Kreuzer unter Dampf bei mittlerer Schnelligkeit eine Strecke von mindestens 5000 Seemeilen zurück, drei Maschinen von 26000 indiz. Pferdekraften verleihen ihm eine Schnelligkeit von 22,5 bis 23 Knoten. Das Schiff hat eine Länge von 137 Metern, eine Breite von 21,6 Metern und einen Tiefgang von 7,5 Metern, zwei Geschichtsmasten tragen die für große Kreuzer übliche Takelage. Der normale Kohlenvorrat von 800 Tonnen kann im Notfalle auf 2000 Tonnen erhöht werden, außerdem sind 2000 Tonnen Teeröl vorgelesen. In der Bewaffnungsfrage haben wohl die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges mitgeprochen, der Kreuzer ist mit acht 21-Zentimeter-, sechs 15-Zentimeter- und zwanzig 8,8-Zentimeter-Schnellenergeschützen versehen und führt außerdem vier 37-Zentimeter-Maschinenkanonen, vier 8-Millimeter-Maschinengewehre und vier 45-Zentimeter-Unterwasser-Torpedorohre, je eines am Bug, am Heck, am Steuerbord und am Backbord. Der Kreuzer wird bis 1907 fertiggestellt und unserer Kriegsmarine einverleibt werden.

**Dante und Beatrice.** (Zu dem Bilde Seite 289.) So weltbekannt der Name ist, der durch Dantes „Göttliche Komödie“ über alle von anderen Dichtern geliebte Frauen erhöht wurde, so wenig weiß die geschichtliche Forschung über die junge Florentinerin zu melden, die als Ahtjährige bei der ersten Begegnung die leidenschaftliche Liebe des neunzehnjährigen Knaben erweckte. Dies erzählt Dante selbst in seinem Buche „Vita nuova“, gibt aber fernerhin nur flüchtige Andeutungen



Stapellauf des großen Kreuzers „Scharnhorst“ in Hamburg.

O. Reith, Hamburg, phot



über das, was jenem beseligenden Anblick folgte: über sein Streben, Beatrice wieder zu begegnen, das Glücksgefühl, wenn ihm dies auf der Straße, beim Feste oder in der Kirche gelang, die tiefe Traurigkeit, wenn sie seinem Gruß nur halb dankt oder ihn gar nicht erwidert, weil sie gehört hat, daß er sich einer anderen zugewandt habe. . . . Im Gefühl seiner Unwürdigkeit begehrt er nicht mehr nach ihrem Gruß, sondern will sie nur noch preisen und verehren, er sieht in ihr himfört die Verkörperung aller himmlischen Reinheit und Schönheit. Aber sie stirbt jung, nun sucht sein Blick sie über den Sternen, und er will in einer Dichtung von ihr sagen, „was noch nie von einer menschlichen Kreatur gesagt wurde“. Ob diese, so unwürdig Geliebte wirklich, wie Dantes Zeitgenossen annehmen, Beatrice Portinari war, die als Kind und Jungfrau in Dantes Gesichtskreis lebte, sich verheiratete und mit vierundzwanzig Jahren starb, ist völlig ungewiß, denn der Name Beatrice für die Lichtgestalt der „Göttlichen Komödie“, die himmlische Führerin und Trösterin, kann erfinden sein. Aber die Nachwelt hielt fest, was Dante von ihrem irdischen Leben erzählt, und



Graf Rudolf Welfersheim, der Vertreter Österreichs auf der Konferenz in Algieras.

die bildende Kunst, die der ungeheuren, weltumfassenden „Göttlichen Komödie“ erhabene Vorbilder entnahm, liebte es auch von jeher, die Begegnung des noch jungen, schüchtern liebenden Dante mit der holdseligen, aber ernst gemessenen Beatrice vor dem Stadttor von Florenz in der vollen Blütenpracht des Frühlings zu schildern, wie wir sie hier auf dem Bilde von N. Sorbi sehen.

**Graf Rudolf Welfersheim.** (Zu dem obenstehenden Bildnis.) Das Bildnis des Mannes, der mit so außerordentlichem Takt zwischen den oft schroff sich gegenüberstehenden Meinungen der Konferenzmitglieder in Algieras vermittelt, wird für unsere Leser von besonderem Interesse sein. Graf Welfersheim ist seit 1904 österreichisch-ungarischer Botschafter am Madrider Hofe und nimmt als Vertreter Österreichs an der Konferenz in Algieras teil. Es ist bekannt, welche glückliche Vermittlungsvorschläge er wiederholt einbrachte und wie treu er die deutsch-österreichische Bundesgenossenschaft betont.

**Frau aus dem Volke.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) In das furchtbare Drama von Courrières, dessen Nachhall uns alle noch durchzittert, hat die freiwillige Hilfsstätigkeit der deutschen Bergleute einen schönen, verfühnenben Zug gebracht. Sie hat gezeigt, daß höher und stärker als alle politischen Gegenläge, alle Klassenunterschiede das schlicht Menschliche ist, die erbarmende Nächstenliebe. In Frankreich selbst hat jene Tat tiefen Eindruck gemacht, und der Wunsch, den wackeren Kettern ein sichtbares Zeichen der Dankbarkeit zu überreichen, hat ein Komitee ins Leben gerufen, das auf Anregung des Herrn Lucien Descaves an die Witwe Meunier herangetreten ist mit der Bitte, die Nachbildung des wunderbaren Bildwerks ihres Mannes „Die Frau aus dem Volke“ in Bronze zu gestatten. Frau Meunier hat, an der Sympathieumgebung teilnehmen zu dürfen, und widmete die Büste selbst. Ergreifender hätte die Erinnerung jener furchtbaren Katastrophe und der Dank des französischen Volkes nicht zum Ausdruck gebracht werden können als durch dieses Bildnis einer der ungezählten Märtyrerinnen der Arbeit, der Entbehrung.

**Neue tunesische Briefmarken.** (Mit den obenstehenden Abbildungen.) Die Briefmarkensammler unter unseren Lesern werden jubeln beim Anblick dieser beiden in Frankreich für das tunesische

Schutzgebiet entworfenen Postzeichen verschiedenen Wertes, die einer größeren Serie entnommen sind. Sie haben nichts von der Nüchternheit unserer deutschen Marken an sich; eine Künstlerhand hat sie entworfen, die des Pariser Malers Louis Dumoulin, der den Titel: „Maler des Marineministeriums“ führt. Auf Anregung des Generalresidenten Fichon verwendete Dumoulin vier Momente aus der tunesischen Geschichte als Motive, und zwar erinnert die untere der hier abgebildeten Marken mit ihren aus der Wüste aufragenden Ruinen der Hadrian-Wasserleitung an die römische Herrschaft, und die obere führt in die muslimännische Zeit: man sieht zwei arabische Studenten gen Kairuan, die heilige Stadt der Schulen und Moscheen, pilgern. Die künstlerisch schönen Marken, die auch für Nichtsammler interessant sind, gelangten erst in wenige Hände: ein paar Wiener Philatelisten sind die glücklichen Besitzer.



**Eine Überraschung.** (Zu dem Bilde auf Seite 299.) Wohl jeder Grünrod weiß — ohne Jägerlatein zu sprechen — davon zu berichten,

daß Nebe und Hirsche sich unter die weidende Herde mischen und mit ihr weiter ziehen. Wo Balbweide noch gewährt wird, darf kein Hund mitgeführt werden, weil seine Passion ihn bald zu kleinen Treibjagden auf eigene Faust verführen würde. Und der alte Herr, der in beschaulicher Ruhe der Herde folgt, besteht meistens zu wenig Jagdpassion, um das mitziehende Bild zu scheuchen. Es herrscht



Tunesische Briefmarken.

tatsächlich ein befreundetes Verhältnis zwischen Vieh und Wild. In den seltensten Fällen läßt sich das ruhende Bild von dem Weidewieh stören. Selbst Herr Lampe, der doch stets bereit ist, sein Panier zu ergreifen, bleibt inmitten der ihn umgebenden Schafherde ruhig im Lager sitzen. Da erinnere ich mich an eine kleine Beobachtung. . . . Auf einem Firschgang, den ich vor langer Zeit einmal in der Johannamburger Heide machte, fand ich am Waldrande den Schäfer sitzen. Der Alte mit den weißen bis auf die Schulter herabwallenden Haaren war ein guter Bekannter von mir, eigentlich schon von Kindesbeinen an. Er konnte im Frühjahr von Weide und

Aspe so schöne Blüten drehen, und als Knabe hatte ich stundenlang bei ihm gelesen und den weichen Tönen gelauscht, die er dem vergänglichsten Instrument entlockte. Best sah er im Grenzgraben, umgeben von frischgeschnitzen Kieferwurzeln, die er mit scharfer Klinge spaltete, um einen Korb daraus zu flechten. Auf dem Grabenrand lag sein treuer Gefährte, ein echter Schäferhund, und bewachte die Herde. Ich blieb stehen, um den Alten zu begrüßen und auszusprechen. Denn er wußte alles, was um ihn in der Natur vorging. Er sah abends den Hirsch aus dem Walde treten, er wußte, wo der Kiebitz sein Nest hatte, er konnte zu jeder Stunde des Tages den Aufenthalt der Rebhühner angeben. Während wir noch sprachen, entstand eine Bewegung in der Schafherde. Die beim Weiden langsam vorwärts trappelnden Tiere blieben stehen. Von den Seiten kamen einige dazu, so daß im Augenblick ein Kreis von Tieren sich um einen leeren Platz gebildet hatte. „Was ist dort?“ Der Alte hob den Kopf. „Da wird ein Haske sitzen.“ „Nücht der denn nicht aus?“ „Wie? Soll er ansrüden? Er kennt doch die Schafe und sie kennen ihn! Jeden Tag finden sie ihn.“ Und richtig! Nachdem sie den Lepus einen Augenblick verwundert angestarrt hatten, zogen die Schafe weiter. . . . Dann ging ich hin und schoß den dicken, wohlgenährten Krummen tot. . . . So ist der Mensch. . . . N. S.



Frau aus dem Volke. Büste von Constantin Meunier.